

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 176 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Donnerstag, 2. August 1934

Chefredakteur: M. Braun

Die
Umwandlungskrise
der
deutschen Diktatur

Seite 4 und 5

Der Tod Hindenburgs bringt Reichskrise

Schicksalsstunden in Neudeck - Das Verlöschen einer großen nationalen Legende - Zusammenbruch einer patriarchalischen Autorität - Das Ringen um die Reichsspitze beginnt

Berlin, den 1. August 1934. (Eig. Bericht.)

Unmittelbar nach dem 30. Juni konnte die „Deutsche Freiheit“ in einem Aufsatz „Die Hindenburgkrise“ auf Grund von Berichten aus führenden politischen Kreisen Berlins die akute Präsidentschaftskrise mitteilen. Der körperliche Verfall Hindenburgs und seine Erschütterung durch die Wucht der politischen Ereignisse, obwohl sie ihm nur sehr unvollkommen mitgeteilt worden sind, machten einen Präsidentenwechsel durch die Demission oder durch den baldigen Tod sicher. Eine Reise nach Berlin war nicht mehr möglich. Der König von Siam mußte sich entgegen der Etikette auf das Gut des Reichspräsidenten begeben. Alle Besucher, die in den letzten Wochen den Reichspräsidenten gesprochen oder auch nur gesehen haben, teilten die Meinung, daß dem Staatsoberhaupt nur noch eine ganz kurze Lebensfrist beschieden sei.

Zu dem Blasenleiden kam Wassersucht hinzu. Professor Sauerbruch wurde wieder nach Neudeck berufen. In der Nacht zum 31. Juli nahmen die Schwächeanfälle so zu, daß jeden Augenblick der Tod eintreten konnte. Die behandelnden Ärzte, die Professoren Sauerbruch und Kauffmann, Dr. Krauß und Dr. Adam sahen sich gezwungen, am 31. Juli vormittags durch ein erstes

Bulletin die Öffentlichkeit zu alarmieren. Am Nachmittag erfolgte ein zweiter Krankheitsbericht, der feststellte, daß „keine Verschlechterung“ eingetreten sei. In der Nacht zum 1. August verschlimmerte sich aber der Zustand derart, daß die Todesgefahr wieder unmittelbar wurde. Es war nicht mehr möglich, die Blase künstlich zu entleeren.

Im ganzen Reiche, auch im Saargebiet, war schon seit 31. Juli mittags das Gerücht verbreitet, Hindenburg sei tot, und das Ereignis werde aus Gründen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit noch einige Stunden oder Tage verheimlicht, bis Entscheidungen über die Nachfolgefrage getroffen seien. Diese Gerüchte, die das allgemeine Mißtrauen in die fernere Entwicklung kennzeichnen, gingen wohl von Reichswehr- und Schupo-Kreisen aus, die schon seit Tagen an gewissen Vorsichtsmaßnahmen und Vorbereitungen erkannten, daß neue hochpolitische Ereignisse zu erwarten sind. In Berlin steigerte sich die Nervosität, als bekannt wurde, daß der Reichszkanzler alle Reichsminister aus dem Urlaub zurückberufen habe. In der Wilhelmstraße

kam es zu Ansammlungen von Neugierigen, die von der Polizei geduldet wurden.

Die politischen Sorgen werden bei einem großen Teile des Volkes überschattet von einem ehrlichen menschlichen Gefühl für den Generalfeldmarschall des Weltkrieges und das langjährige Staatsoberhaupt. Hindenburg ist für große unpolitische Massen eine legendäre Persönlichkeit, wie sie etwa „der alte Kaiser“ gewesen ist, ein über die Tagesereignisse hinausgehobener uralter Mann, an den die Kritik nicht mehr heranreicht, eine monumentale Figur der Nation. Darum ist auch die Trauer bei sehr vielen Deutschen sehr echt, und in den Gesprächen, die man allenthalben in Gruppen auf der Straße hört, sind es zur Stunde noch rein menschliche Gefühle und nicht politische Erwägungen, die zum Ausdruck kommen.

Neudeck, 1. Aug. (8.30 Uhr vormittags.) Trotz ruhiger Nacht nimmt die Schwäche zu. Der Herr Reichspräsident ist bei klarem Bewußtsein und fieberfrei. Puls schwächer.

Für die behandelnden Ärzte:
Professor Sauerbruch.

Wer wird Nachfolger?

Der Kampf um die Reichsführung - Das Ringen militärischer und politischer Kräfte und persönlicher Intrigen - Und die Reichswehr? Alle Fragen der Reichskrise sind offen - Die ganze Welt blickt auf Berlin

Nach einem Reichsgesetz wird der Präsident des Reichsgerichts bis zur Neuwahl mit der vorübergehenden Ausübung der Reichspräsidentschaft automatisch beauftragt. Reichsgerichtspräsident ist Herr Bumke, der vorher lange Jahre im Reichsjustizministerium als Ministerialrat und Ministerialdirektor tätig war. Ein hervorragender Jurist, ein laiblicher Mensch, von wissenschaftlichem, aber nicht politischem Ehrgeiz, ein Beamter und nicht mehr. Daß er die zahllosen Rechtsbrüche der letzten Jahre widerstandslos hinnahm und im Amte blieb, trat in Pension zu gehen, löst ihn als freien juristischen Charakter aus.

Bei den gewaltigen innerpolitischen Fragen, die der Tod Hindenburgs unmittelbar aufwerfen wird, ist es noch nicht einmal sicher, ob man die Zwischenlösung Bumke duldet. Wenn ja, wird er nur ein Schatten sein, hinter dem sich das große Ringen um die Reichsspitze abspielen wird. Jrgendwelches aktives Eingreifen ist ihm nicht zuzutrauen.

Man muß bei der Erwägung über kommende Ereignisse in Deutschland ausgehen von den wichtigen Befugnissen, die von der noch immer in Kraft befindlichen Verfassung von Weimar dem Reichspräsidenten zugewiesen werden. Diese wichtigen Rechte sind durch das sonst sehr weit gehende Ermächtigungsgesetz an den Reichskanzler vom 28. März 1933 in den entscheidenden Positionen nicht angetastet worden. Man kann hier nicht nur von formalen Verfassungsbestimmungen sprechen, denn hinter ihnen steht in diesem Falle der zur Stunde gewaltigste Machtfaktor des Reichs, die Reichswehr, deren Oberbefehlshaber der Reichspräsident ist. Der sterbende Reichspräsident könnte unter bestimmten Umständen zur Durchführung hochpolitischer Entschlüsse Befehle an seine Generale gegeben haben, die diese, woran niemand zweifeln darf, durchführen würden. Die Reichswehr handelt auf Kommando, und sie ist, wenn sie beschlößgemäß auftritt, stark.

Die wesentlichen Bestimmungen über den Reichspräsidenten in der Reichsverfassung lauten:

Der Reichspräsident wird vom ganzen deutschen Volke gewählt. Wählbar ist jeder Deutsche, der das fünfundsreichzigste Lebensjahr vollendet hat.

Der Reichspräsident leistet bei der Übernahme seines Amtes vor dem Reichstag folgenden Eid:

Ich schwöre, daß ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden, die Verfassung und die Gesetze des Reichs wahren, meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde.

Das Amt des Reichspräsidenten dauert sieben Jahre. Wiederwahl ist zulässig.

Der Reichspräsident kann nicht zugleich Mitglied des Reichstags sein.

Der Reichspräsident vertritt das Reich völkerrechtlich. Er schließt im Namen des Reichs Bündnisse und andere Verträge mit auswärtigen Mächten. Er beglaubigt und empfängt die Gesandten.

Der Reichspräsident ernennet und entläßt die Reichsbeamten und die Offiziere, soweit nicht durch Gesetz etwas anderes bestimmt ist. Er kann das Ernennungs- und Entlassungsrecht durch andere Behörden ausüben lassen.

Der Reichspräsident hat den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht des Reichs.

Wenn ein Land die ihm nach der Reichsverfassung oder den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt, kann der Reichspräsident es mit Hilfe der bewaffneten Macht anhalten.

Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. In diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen.

Von allen gemäß Art. 1 oder Art. 2 dieses Artikel getroffenen Maßnahmen hat der Reichspräsident unverzüglich dem Reichstag Kenntnis zu geben. Die Maßnahmen sind auf Verlangen des Reichstags außer Kraft zu setzen. (Es ist dies der berühmte Diktatur-Artikel 48, der schon

unter Friedrich Ebert mehr ausgedehnt worden ist, als die Nationalversammlung gewollt hat. Hindenburg hat dann mit den Reichskanzlern Brüning, Papen und Hitler auf Grund dieses Artikels mehr und mehr die ganze Reichsverfassung ausgedehnt. Mit Ausnahme der Rechte des Reichspräsidenten. Red. d. „D. F.“)

Der Reichspräsident übt für das Reich das Begnadigungsrecht aus.

Alle Anordnungen und Verfügungen des Reichspräsidenten, auch solche auf dem Gebiete der Wehrmacht, bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung durch den Reichskanzler oder den zuständigen Reichsminister. Durch die Gegenzeichnung wird die Verantwortung übernommen.

Der Reichskanzler und auf seinen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt und entlassen.

In dem erwähnten Reichsgesetz vom 28. März, das der Reichsregierung ungeheure Befugnisse erteilt, weil es sie von gesetzlichen Körperschaften unabhängig macht, wird ausdrücklich bestimmt: „Die Rechte des Reichspräsidenten bleiben unberührt.“ Zwar stimmt das nicht ganz, denn nach Art. 3 des Ermächtigungsgesetzes hat nicht mehr der Reichspräsident, sondern nur noch der Reichskanzler die Gesetze zu unterzeichnen und zu verkünden. Nicht angetastet sind aber in der Tat die wichtigsten Rechte des Reichspräsidenten, so seine Kommandogewalt über die Reichswehr und die Berufung und die Entlassung des Reichskanzlers.

Der Tod Hindenburgs wirft die gesamten ungelösten Probleme um die Reichsführung auf. Es geht nicht nur um die einfache Nachfolgerschaft, sondern alle politischen Kräfte werden sich melden, die eine andere Machtverteilung in den Reichsspitzen anstreben, insbesondere die Monarchisten, die Freunde einer Reichsverweigerung und diejenigen Nationalen

sozialisten, die nun die Totalität des Parteistaates von oben her vollenden möchten. Die Entscheidung über diese Fragen ist wichtiger als die Neuwahl des Reichspräsidenten, die unter dem jetzigen terroristischen Regime nur in der Proklamierung eines einzigen Kandidaten zum Reichspräsidenten bestehen kann.

So machtvoll der deutsche Reichspräsident sein kann, so wenig haben bisher die nationalsozialistischen Führer sich an diesem Posten gedrängt.

Die Kandidatur Hitlers im Frühjahr 1932 erfolgte noch vor der Machtergreifung und galt einem Staatsstreich durch Plebiszit. Seitdem sich in Hitler die Machtülle des Regierungschefs in einem Diktatorstaate vereint, ist nicht mehr bekannt geworden, daß er Reichspräsident werden möchte. Wenigstens nicht, wenn es bei der jetzigen Machtverteilung bleibt. Dagegen ist oft behauptet worden, daß Männer wie Göring ihren „Führer“ Hitler im Reichspräsidentenpalast kaisertreffen möchten, um so selbst entscheidenden Einfluß auf die Reichspolitik zu gewinnen. Hitler jedenfalls wird sich in diesem Augenblick von einem vielmaligen Intrigener umspinnen fühlen, an dem innerhalb und außerhalb seiner Partei fleißig gearbeitet wird.

Bis zum 30. Juni wäre Hitler nicht nur der Reichswehr, sondern auch wichtigen sozialen Machtgruppen als Reichspräsident sehr genehm gewesen. Ob das nun noch zutrifft, darf man bezweifeln.

Auch die Bloßstellung des Reichskanzlers durch den nationalsozialistischen Putsch — die Mörder des Bundeskanzlers sind soeben mit den Rufen „Heil Hitler“ in den Tod gegangen — in der ganzen Welt sprechen gegen seine Präsidentschaftskandidatur. In der Reichswehr stehen den hitlerischen Sympathien Blomberg, der nicht zuletzt im eigenen Interesse handelt, die Strömungen um den Chef der Heeresleitung General von Fritsch gegenüber, die aus den Freundeskreisen des Generals von Schleicher kommen.

Für diese Gruppen entwickelt sich die Präsidentschaftskrise, die sie erst für den Herbst gewünscht haben, zu rasch. Die Stellung der Nationalsozialisten ist im Augenblick noch günstiger und feiner, als sie einige Monate später gewesen wäre, jedoch läßt sich möglicherweise die Krise durch die Zwischenlösung Bumske einige Zeit hinschieben. Wahrscheinlich ist das aber nicht.

Die Unruhe des Triumvirats Hitler-Göring-Göebbels wird vermehrt durch die Haltung der Schwereindustrie, die trotz der Blutaktion vom 30. Juni noch nicht ausreichend zufriedengestellt ist. Noch immer ist nicht geklärt, ob der Reichswirtschaftsminister Schmitt zurücktreten oder auf seinem Posten verbleiben wird. Bereits am 6. Juli begab sich der frühere Direktor des Reichsverbandes, Dieckhoff, nach Reuders, um mit Hindenburg zu beraten. Bis heute ist die Entscheidung nicht gefallen.

Es ist nicht nur diese, es ist in den letzten Wochen keine politische Frage gelöst worden. Drängend steht die innerpolitische Krise, die sich durch den Tod Hindenburgs zu einer allgemeinen Staatskrise erweitert, drohend steht vor allem die außenpolitische Inanspruchnahme vor den Machthabern des Reichs.

Man überschätze die Pläne dieser verschiedenen Gruppen nicht. In Wirklichkeit sind sie alle ratlos. Klar ist nur die Machtbesessenheit der Nationalsozialisten, von denen jeder vom Reichskanzler bis zum lokalen Bonzen weiß, daß er mit der Macht alles verlieren würde. Nur noch die Staatswaffe schützt diese Tyrannen vor dem Horn der Volksverheerung, die in noch zu schwachen illegalen Zellen mehr und mehr über das Land sich ausbreitet.

Die Welt blickt mit angehaltenem Atem auf den Todeskampf des 87jährigen Mannes in Reuders. Längst sind ihm die Fügel der Regierung entfallen. Aber die Fiktion seines großen geschichtlichen Namens, die Autorität auch noch des Sterbenden im Volke hielten die Krise gebannt bis zu seinem letzten Hauch.

Mit der Todesstunde Hindenburgs wird die seit Monaten latente Krise der nationalsozialistischen Partei und des nationalsozialistischen Staates akut, und Deutschlands Schicksal fordert unerbittliche Entscheidungen.

Isolierung und Abscheu

Oesterreich im Mittelpunkt des Interesses

O. G. London, Ende Juli.

Wieder stehen die österreichischen Ereignisse im Vordergrund des Interesses, die Zeitungen füllen Spalten, ja Seiten mit Berichten. Alles andere tritt in den Hintergrund. Die sonst nur auf Sport und Berichtsfantastien bedachten Abendzeitungen lassen Ausgabe auf Ausgabe mit Wiener Berichten folgen. Die Beurteilung der Ereignisse ist nach der politischen Einstellung der Blätter natürlich verschieden, vor allem die Beurteilung der Persönlichkeit von Dollfuß. Dollfuß war vor einem Jahr eine der populärsten Persönlichkeiten Englands, während der Weltwirtschaftskonferenz hat man ihm sogar auf der Straße zugejubelt. Diese Popularität hat er seit den Februarkämpfen gegen die Sozialisten eingebüßt, bei der Linke restlos, aber selbst bei verantwortlichen und denkenden Kreisen der Konservativen. Dollfuß war nicht mehr unbedingt populär, nur als Gegner und Kämpfer gegen Hitler schätzte man ihn nach wie vor. Doch wenn auch überall die gesunkene Popularität des Bundeskanzlers in den Pressekommentaren hervorgehoben wurde, die Art, wie man ihn langsam ohne ärztlichen und geistlichen Beistand hat verbluten lassen, hat die gesamte englische Öffentlichkeit ungeheuer empört. Nicht minder empört aber hat die Tatsache, daß das Hitlerregime jetzt dazu übergegangen ist, auch außerhalb der deutschen Reichsgrenzen zu morden. In diesem Punkte ist sich die gesamte englische Öffentlichkeit einig: für das Morden in Oesterreich ist das Hitlerregime voll verantwortlich.

Die nachträglichen Versuche Hitlers, von dem gescheiterten Putsch abzurücken, erwecken hier nur ein zynisches Lächeln. Man verweist auf die ersten deutschen

Paris sieht auf die Reichswehr

Paris, 1. August.

Die heutigen Morgenblätter sind angefüllt mit Berliner Telegrammen über den Gesundheitszustand des Reichspräsidenten. Viele Zeitungen bringen Bilder, die Hindenburg zeigen, wie er zum letzten Male die Parade des Wachregiments vor dem Reichspräsidentenpalais abnahm. Alle Blätter sind sich darüber einig, daß Hindenburgs Ableben von ungeheurer Bedeutung sein und

für Deutschland neue Wirren

nach sich ziehen könnte. Alle Zeitungen unterzeichnen die Bedeutung des Reichspräsidenten als Chef der Reichswehr. Mit dem „Journal“ bezweifeln sie, daß, falls Hitler, unter Ausnützung der ihm gegebenen Vollmachten, es jetzt zu einer Reichspräsidentenwahl nicht komme und sich selbst als Hindenburgs Nachfolger ausrufen lassen würde, die Reichswehr bereit wäre, sich ihm zu unterstellen; der Reichswehr werde wohl nur ein General als Reichspräsident genehm sein. Müntzthalen wird unterstrichen, welche

bedeutende Rolle der Reichswehr

gerade in den entscheidendsten Tagen ausfallen dürfte, die einem etwaigen Ableben des Reichspräsidenten folgen müßten. „Matin“ meint, so wie Hitler seinem die Präsidentschaft überlasse, dessen er nicht sicher sei, so könne dieser Posten von keinem angenommen werden, der nicht das Vertrauen der Reichswehr besitze. Das Blatt erinnert daran, daß zunächst nach der Reichsverfassung Reichsgerichtspräsident Bumske die Präsidentschaftsgeschäfte führen müsse, ein Mann, dem nationalsozialistische Gedanken fremd seien, aber es sei ja überhaupt die Frage, wie weit man sich an die Verfassung halten würde. Der Kampf um Hindenburgs Nachfolger werde sich zweifellos in einem kleinen Kreise und außerhalb des öffentlichen Blickfeldes abspielen. Dabei sei es nicht unwichtig, daß gerade jetzt die Urlaubszeit der SA zu Ende sei und diese ihren Dienst wieder aufgenommen habe.

„Journal“ spricht von der Aufrüstung, in der der Berliner Korrespondent des Blattes die Beamten des auswärtigen Amtes angetroffen habe, deren einer, ein alter Bekannter, ihm gesagt habe: „Wir haben schreckliche Angst, man hat uns erklärt, daß Hindenburg im Sterben liegt.“ „Journal“ wirft die Frage auf, ob vielleicht jetzt der Augenblick

einer Wiederherstellung der Monarchie

in Deutschland gekommen sei. In diplomatischen Kreisen hält man das, wie der gutunterrichtete Sonderberichterstatter des Blattes, Georges Blun, berichtet, für möglich. Aber der Sohn des Extronprinzen, der Prinz von Saxe-Ferdinand, den man schon lange als den erkranktesten Thronanwärter ansehe, befinde sich in den Vereinigten Staaten. Außerdem seien die Vorgänge vom 30. Juni den Hohenzollern nicht sehr günstig. Man müsse auch daran denken, daß Prinz August Wilhelm, der in den nationalsozialistischen Führerkreisen gute Beziehungen hat, seit langem hoffe, einmal eine Art Statthalterchaft in Deutschland zu erhalten „in Erwartung eines Bessern“.

Am häufigsten spreche man in Berliner politischen Kreisen davon, daß Hitler die Absicht habe, eine Art Konulat zu vereinigen, d. h. unter dem Titel „Reichsführer“, gleichzeitig Präsident und Reichskanzler zu sein.

Aber auch das „Journal“ meint am Schluß seiner ausführlichen Betrachtungen, alles werde von der Reichswehr abhängen. Die Reichswehr betrachte man als die Schwinge, die Deutschlands Schicksal in den Händen hält....

Frage aus der Schweiz

„Was dann?“

Die Basler „National-Zeitung“ schreibt: „Wenn nun Reichspräsident von Hindenburg tot ist: Was dann? Diese politische Frage überhätet jede andere. Lange Zeit wurde der Name des Nachfolgers genannt: von General von Epp, des bayerischen Reichshatthalters, war die Rede, von General Göring, vom Prinzen Philipp von Hessen; aber diese Namen traten bald in den Hintergrund, als mit immer größerer Bestimmtheit verlautete, Hitler selbst wolle Reichsoberhaupt werden. Ein angeblicher Ausspruch des Führers wurde herumgehört: als nun historische Persönlichkeit könne er sich wohl einem Hindenburg, aber sonst keinem andern unterordnen. Es heißt, die Weisung, wodurch Hitler nach dem Ableben des Feldmarschalls automatisch sofort zum Reichspräsidenten und Reichskanzler in einer Person würde, seien längst fertig. Von anderer Seite wird vermutet, die nationalsozialistische Führung werde den Reichspräsidentenwechsel zu

einer neuen Volksabstimmung benützen.
Die romantische Person werde des Eindrucks auf die Massen

Rundfunk- und Presseberichte, man verweist auf die dauernden Schreien der Habsicht und Frauenfeld im Münchener Radio, man verweist auf die Dynamittransporte über den Bodensee. Nein, Versuche Hitlers, seine Hände in Unschuld zu waschen, bleiben vergeblich, zumal man ja seit dem 30. Juni das Regime erkennt hat.

Am deutlichsten und zugleich am stärksten bringt wieder einmal die „Times“, das angesehenste konservative Blatt, die englische Stimmung zum Ausdruck, das in einem von uns schon veröffentlichten Aufsatz sagt, der Name Nazi stinkt in den Nasen der Welt.

Außenpolitisch tritt England kurz

Der Nord on dem österreichischen Kanzler weckte natürlich überall die Erinnerung an den Nord on dem österreichischen Thronfolger vor 20 Jahren. Die Ähnlichkeiten sind in der Tat verblüffend. Werden es auch die Folgen sein? Das war die Frage, die man sich überall in England stellt. Freilich die Zeitungen suchten sofort abzuwiegeln. Wie auf Kommando waren sie optimistisch, mit Ausnahme der Beaverbrookpresse, die diese Gelegenheit einmal wieder benutzte, um Englands Ablösung von Europa zu fordern, da es sonst doch unvermeidlich in einen Krieg verwickelt würde. Nirgendwo sieht wohl der Pazifismus — der oft freilich rein sentimental begründet ist — und der Abscheu vor dem Kriege so tief wie in England. Wenn jetzt die Regierung sich zu einer gewissen Aufrüstung in der Luft entschlossen hat, so hat sie es erst nach langem Zögern getan, und die Widerstände im Lande sind groß. Um den Frieden zu erhalten, wird England stets zu weitgehender Nachgiebigkeit bereit sein. Nur eine kleine Gruppe sieht, daß eine klare Politik in festen Grenzen den Frieden eher zu sichern vermag, als ewiges Schwanken. Diese kleine Gruppe sieht leider nicht im Lager der Labour Party, wo sentimentaler Pazifismus vorherrscht.

gerade in einem solchen Fall nicht entbehren, und das Volk, dann von einer Propaganda bearbeitet wie nie, würde angesichts der neuen Situation die enttäuschenden Ereignisse der letzten Wochen vorübergehend vergessen und mit überwältigenden Zahlen nochmals für den Führer stimmen.

Entscheidend noch wird sein, wie sich die Reichswehr zu ihrem neuen Oberbefehlshaber stellen wird. Die Frage hand vor einigen Wochen noch weit offen. Damals wurde behauptet, einen Adolf Hitler als Oberbefehlshaber an der Spitze der Wehrmacht, würde mindestens die Generalität und das Offizierskorps nicht ertragen, und dann erst werde die große Staatskrise ausbrechen. Und endlich das von so viel Geringfügigkeit, daß und Mithrasen erfüllte Ausland? Vom englischen König wird hier in Berlin der Ausdruck erzählt, er, Georg V., werde Adolf Hitler, falls dieser Reichspräsident würde, sicherlich kein Gratulationstelegramm schicken....

Verbot der „Deutschen Zeitung“

Das war die „Taktlosigkeit“

Weshalb eine Taktlosigkeit geäußert habe, ist die „Deutsche Zeitung“ für acht Tage verboten worden, und die an dem infrimierten Artikel über Hindenburg beteiligten Redakteure verlieren ihre Stelle und darüber hinaus die Ausweiskarte, von der die Zulassung zum journalistischen Beruf abhängt. Die „Deutsche Zeitung“ hatte erklärt, es sei möglich, Erwägungen über die eventuelle Nachfolge für den in unerwünscht greifbare Nähe gerückten Fall des Ablebens Hindenburgs anzustellen. Daran wurden die beiden folgenden Sätze geknüpft: „Der Parteienstaat von Weimar mit seinem räuberischen Wechselspiel egoistischer Interessengruppen ist zerfallen. Das Schicksal des deutschen Volkes und damit jede Entscheidung ruht in einer einzigen Hand, in der des Führers.“ Das hat genügt, um der „Deutschen Zeitung“ eine empfindliche Strafmaßnahme auf den Hals zu ziehen.

Auch Dr. Helm ermordet

Das Ende des achtzigjährigen Bauernführers

Benige Tage nach dem großen Morden des 30. Juni tauchte das Gerücht auf, daß sich auch Dr. Helm, der fast achtzigjährige bayerische Bauernführer, allgemein als „Bauern doktor“ populär, unter den Ermordeten befinde.

Wir gedenken, daß wir der Nachricht zunächst keinen Glauben schenken. Jetzt aber ist der Pressestelle der „Olmärkischen Sturm-Scharen“ aus Bayern brieflich die Mitteilung überbracht worden, daß sich Dr. Helm tatsächlich unter den Opfern der Hitler-Banden befindet.

Die letzten dreißig Jahre bayerische Geschichte sind mit der Gestalt Dr. Helms eng verbunden. Ein wilder Sozialist, hasser und Partikularist, war er unbeschränkter Führer des reaktionären bayerischen Bauerntums. Er führte eine derbe Sprache in den ihm nabehenden Zeitungen und in Versammlungen ein kräftiges Wort, auch im Reichstage, dem er einige Zeit angehörte.

Auch gegen die Nazis! Sie konnten ihm nicht verzeihen, daß er mit der Bayerischen Volkspartei bis zuletzt erbitert gegen den braunen Terror gekämpft hatte, — eigentlich schon seit 1923. Seiner Popularität im Lande, aber zugleich dem nationalsozialistischen Haß ist jetzt der freitbare greife Katholik zum Opfer gefallen.

Mord und Raub

Dr. Voß

Paris, 1. Aug. (Zurück): Die von Otto Straffer herausgegebene „Deutsche Revolution“ enthält einen Mordfall, der mit dem Raub von Parteidokumenten Gregor Strassers im Zusammenhang steht: „Dr. Voß war seit langem der Rechtsberater Gregor Strassers und sein persönlicher Freund. In dieser doppelten Eigenschaft übergab ihm Gregor Straffer alle Dokumente, die sich auf seinen Konflikt mit Hitler und der Partei bezogen. . . Auf diese belastenden Dokumente hatten es Göring und Goebbels abgesehen! Ein von Göring gesandtes Sonderkommando erschien in der Kanzlei des völlig überraschten Dr. Voß und forderte die Herausgabe dieser ihm beruflich zu treuen Händen übergebenen Dokumente Gregor Strassers. Als der korrekte Jurist das gefehlbildige Ansuchen zurückwies, wurde er kurzerhand niedergeschossen, das Geheimtase erbrochen und die Dokumente geraubt. Den Auftraggebern der Töte, Einbrecher und Mörder mag ein Stein vom Herzen gefallen sein, als sie die belastenden Akten in Händen hielten.“

Mosley ist still geworden

Sir Oswald Mosley hat sich scheinbar noch nicht von dem schweren — manche meinen sogar tödlichen — Schlag erholt, dem ihm sein faschistischer Bruder Hitler am 30. Juni zugefügt hat. Er ist in der letzten Zeit auffällig still geworden. Für den August hatte er eine große Kundgebung im Londoner Stadion, das über 20 000 Menschen faßt, angelegt. Der Direktor des Stadions hat ihn, den Termin zu verschieben, da sonst die Kundgebung gerade zwischen Sportveranstaltungen fallen würde. Mosley benutzte die Gelegenheit, um gekränkt die ganze Kundgebung abzufagen. Warum wohl? Ein Grund mag sein, daß für seine bisherigen Kundgebungen die Rothermere-Presse die Reklamemittel gerührt hat und sogar in Massen Freikarten ausgegeben hat. Das gibt es jetzt nicht mehr. Rothermere hat sich in freundschaftlichen Formen zwar, aber doch ganz eindeutig vom Faschismus getrennt. Die Rothermere-Zeitung „Daily Mail“ hat in großer Aufmachung die Abschiedsbriefe veröffentlicht, die sich diese beiden Männer geschrieben haben. Interessant ist der Brief Rothermeres, der erklärt in folgenden vier Punkten Mosleys Programm abzulehnen: er lehne den korporativen Staat ab, er lehne den Faschismus ab, er lehne die Diktatur ab, er lehne den Antisemitismus ab. Nur in der Indienpolitik und in der Frage der Aufrüstung seien sie noch wie vor einig. Immerhin, es scheint reichlich fett, daß Rothermere nicht vorher gemerkt haben soll, daß die British Union of Fascists faschistisch sei, daß Mosley log ein, tagaus vom korporativen Staat rede, daß er das Parlament zugunsten seiner Parteidiktatur ausschalten will, daß er seit Monaten schon auf die Juden hegt. Wenn Rothermere das plötzlich entdeckt hat, so wird wohl die Konjunktur, die vor allem seit dem 30. Juni eingesezt hat, entscheidend gewesen sein. Und Mosley weiß wohl auch, weshalb er für den Moment still ist.

Der Strang in Oesterreich

Die Dollfuß-Mörder hingerichtet — Die Auführer vor dem Standgericht Die Minister sagen aus . . .

Die Hinrichtung der Mörder des Bundeskanzlers, Planetta und Holzweber, ist Dienstag nachmittags gegen 17 Uhr im Hofe des Landesgerichts durch den Strang vollzogen worden. Das an den Bundeskanzler Schuchnigg gerichtete Begnadigungsgesuch war abgelehnt worden.

„Heil Hitler!“

Amlich wird mitgeteilt: Holzweber und Planetta wurden nacheinander hingerichtet. Holzweber rief nach der Verurteilung der Abweisung des Gnadenantrags „Ich sterbe für Deutschland, Heil Hitler!“ Beide Angeklagte baten um geistlichen Beistand und bald erschienen ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher im Gefängnis. Holzweber wiederholte, schon den Strich um den Hals, immer wieder: „Heil Hitler!“

Die Verhandlung

Die Standgerichtsverhandlungen gegen die Aufständischen vom 25. Juli haben bereits am Montag nachmittags vor dem Militärgerichtshof begonnen. Den Vorsitz führte der Inspektionsdirektor von Wien, Generalmajor Oberweger. Eine Kompanie Infanterie bewachte das Landesgericht, in dem die Verhandlung stattfand. Aus dem bisherigen Verhör der Aufständischen konnte noch nicht ermittelt werden, von welcher Seite der Aufruf zum Beginn des Aufstandes erteilt worden ist. Die Aufständischen erklärten in der Untersuchung darüber nichts zu wissen.

Dann wurden die militärischen Sachverständigen vernommen. Generalmajor Pummerer jagte aus, daß insgesamt 99 Stück 9-Millimeter-Steyr-Selbstladebüchsen Typ 12, ein gewöhnlicher Trommelrevolver und 4000 Schuß 9-Millimeter-Munition im Bundeskanzleramt aufgefunden worden seien, jedoch könnten nur zwei Büchsen mit Sicherheit als abgefeuert betrachtet werden, darunter die Waffe des Planetta. Von einem anderen Sachverständigen wurde sodann die Todesursache des Bundeskanzlers mitgeteilt.

Dollfuß ist danach durch zwei Schüsse getroffen worden. Der erste drang 6 Zentimeter unterhalb des Ohres in die Halsgegend ein. Das Geschoss hat den Hals abwärts durchschlagen, drang durch den Halswirbel durch, durchschlug das Rückenmark und ist unter dem Scheitel der Kehlhöhle ausgetreten. Die Verletzung war unbedingt tödlich.

Hätte Dollfuß gerettet werden können?

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob der Bundeskanzler bei entsprechender rascher Hilfe hätte gerettet werden können, erklärte der Sachverständige, daß der Bundeskanzler zwar langsam verblutet und durch die hierdurch hervorgerufene Schwäche verblüdet sei, daß jedoch auch bei sofortiger Pflege nur das Leben verlängert, nicht jedoch hätte gerettet werden können. Der zweite Schuß drang durch einen Teil des Halses ein und habe kaum zum Tode beitragen können; es war ein sogenannter Prellschuß, bei dem durch eine Bewegung des Körpers das Geschoss wieder herauskam. Der zweite Schuß wurde auf eine Entfernung von einem halben Meter abgegeben. Mit der Verletzung war die Lähmung der Arme, Beine und des Rückens verbunden, über die sich der sterbende Bundeskanzler beklagte.

Generalmajor Pummerer zeigte dem Gericht das tödliche Geschoss, das eine neunmahl wirkende Energie gehabt habe. Der Sachverständige erklärte ferner, auf Grund der Pulverwirkung, daß der erste Schuß aus einer Entfernung von 15 bis 20 Zentimeter abgegeben worden sei.

Der Ankläger

Die Beweisaufnahme wurde dann geschlossen. Der Staatsanwalt Dr. Luppy führte in seiner Anklagerede aus: Die Anklagebehörde legt den beiden Angeklagten das entlehnte Verbrechen des Hochverrats und einem von ihnen das entlehnte Verbrechen des Mordes zur Last. Beide Angeklagte sind angeklagt wegen des Verbrechens des Hochverrats, begangen dadurch, daß sie am 25. Juli etwas unternommen haben, was auf eine Empörung und einen Bürgerkrieg angelegt war, insbesondere durch Befehle des Bundeskanzleramtes und die Gewalttaten, die dort verübt worden sind. Die beiden Angeklagten haben in diesem Unternehmen eine führende Rolle gespielt. Wir wissen ja, so und so viele Tote sind im Lande zu beklagen. Ein Jüngling hätte genügt, und wir hätten fremdes Militär, fremdes Volk und fremde Mächte in unserem Lande. Ist der Bürgerkrieg nicht das Furchtbarste und Schlimmste? Das aber haben diese Männer zu verantworten. Dem Angeklagten Planetta legt die Anklage auch das Verbrechen des Mordes an Bundeskanzler Dollfuß zur Last. Planetta hat den tödlichen Schuß abgegeben. Die beiden Angeklagten haben mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, daß ihnen gewissermaßen Verzeihung zuteil geworden sei. Davon kann nicht die leiseste Rede sein. In der ganzen Welt gibt es kein Gesetz, das eine solche Verzeihung ermöglichen würde. Durch unglückliche Gewalttaten ist dem Minister das Versprechen abgeprecht worden. Dieses Versprechen soll moralische Bedeutung und Kraft haben?

Der Staatsanwalt beantragte sodann, die beiden Angeklagten schuldig zu sprechen.

Letztes Wort

Nach der Rede des Staatsanwalts ergriffen die beiden Verteidiger das Wort und suchten den Putsch vom 25. Juli als eine unglückliche Nebenklade hinzustellen. Es liege ihnen das Verbrechen kein Mord vor, sondern höchstens eine tödliche Verletzung. Für den Verteidiger Führer ist die Gewalt ein legitimes Mittel, um eine politische Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen (1). Dieser Anwalt ging sogar soweit, die Angeklagten mit Schlageter zu vergleichen. Seine Ausführungen riefen auf der Journalistenbank ein Gemurmel der Entrüstung hervor.

Nachdem Planetta die Angeklagten einige Schlussworte, Planetta sagte: Ich bin kein Mörder, ich wollte Dr. Dollfuß nicht töten. Ich bitte Frau Dollfuß um Verzeihung. Holzweber sagte: Ich bin an dem Mord unschuldig. Wir glauben, daß Dr. Mintelen sich im Bundeskanzleramt beklagte, als wir eindringen. So wenigstens war es am Tage vorher gesagt worden. Ich kann nur noch sagen: Ich habe aus glühender Vaterlandsliebe gehandelt.

Todesurteil!

Das Standgericht sprach die beiden Angeklagten entsprechend dem Antrage des Staatsanwalts schuldig und fand damit zum Todesurteil. Das nach dem geltenden Standrecht verfahren das Urteil drei Stunden nach der Verkündung vollzogen werden konnte, falls keine Begnadigung erfolgte.

so stand die Hinrichtung unmittelbar bevor. Ein von der Verteidigung eingereichtes Gnadengesuch wurde von dem neuen Bundeskanzler Schuchnigg abgelehnt. Daraufhin wurden die beiden Nationalsozialisten durch den Strich hingerichtet.

In der letzten hat sich ein Streit darüber entsponnen, welchen die letzten Worte des Kanzlers Dollfuß gewesen sind. Die Zeitungen hatten melden müssen, daß die letzten, an Minister Fey gerichteten Worte gelaufen hätten: „Rein Blutvergießen, es soll Friede gemacht werden.“ Dagegen jagte Minister Fey als Zeuge aus, die letzten Worte hätten gelaufen: „Rein Blutvergießen. Dr. Mintelen soll Friede machen.“

Großes Aufsehen erregt eine Mitteilung aus Wien, wonach die Aburteilung der übrigen Teilnehmer des Aufstandes nicht sofort erfolgen soll, sondern auf spätere Zeit verschoben worden ist. Mit Empörung wird die Best von dieser Tatsache Kenntnis nehmen. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft Wiens ist, ob verwundet, krank oder halbtot, vor die Standgerichte geschleppt und abgeurteilt worden. Viele der Besten mühten das Leben lassen. Wegen der terroristischen Nationalsozialisten aber, die sogar den Bundeskanzler ermordet hatten, wird eine unverändliche Milde an den Tag gelegt. Auf diese Weise kommt man, das können wir mit allem Ernste sagen, mit der braunen Bande nicht zu Rande.

Die Vernehmung der Minister

Ihr „Soldatenehrenwort“

Bon besonderer Wichtigkeit waren die Aussagen der eingeschlossenen Minister vor dem Standgericht. Dabei spielte das den Auführern angeblich gegebene „Soldatenehrenwort“ eine bemerkenswerte Rolle.

Der Vorsitzende vermahnte den Angeklagten Holzweber auf seine Aussagen bei der Vollziehung, insbesondere inbezug auf seine Zugehörigkeit zur SS und auf die Funktion des deutschen Gesandten Rieth. Er fragte ferner, ob bei den Uebereinkommen im Bundeskanzleramt Minister Fey bereits von der Verletzung des Bundeskanzlers Kenntnis gehabt habe. Der Angeklagte bejahte. Auch Minister Reuschädler-Stürmer habe von der schweren Verletzung Kenntnis erhalten. Fey habe um halb 1 Uhr vor Zeugen ins Bezeramt telefoniert, der Kanzler liege im Sterben.

Fey habe sein Soldatenehrenwort

für die Einhaltung des bedingungslosen, freien Abzuges gegeben. Irgegendwelche Gewaltakte vonseiten der Auführer seien nicht erfolgt, während mit dem deutschen Gesandten Rieth um 16 Uhr verhandelt worden sei. Der Verteidiger fragt, wie oft Minister Fey gesagt habe: „Ich gebe mein Soldatenehrenwort dafür, daß Sie freies Geleit bekommen.“ Der Angeklagte antwortete: „Dreimal.“

Nun wird unter großer Spannung

Minister Fey vernommen, der zunächst die Schilderung über die Vorfälle im Bundeskanzleramt wiederholt. Er gibt dann Bericht über sein Erscheinen auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes, wo er mit Minister Reuschädler-Stürmer sprach und ihm die Wünsche der eingeschlossenen übermittelte. Auf die Frage des Verhandlungsleiters, ob das Uebereinkommen dennoch abgeschlossen wurde, als bekannt worden war, daß Bundeskanzler Dollfuß tot sei, erwiderte Fey: „Rein, nein.“

„Staatssekretär Karwinsky und ich sind dann aufgefordert worden, den deutschen Gesandten kommen zu lassen.“ fährt Fey fort. „Minister Reuschädler-Stürmer habe dranhin den deutschen Gesandten von der Lage in Kenntnis gesetzt und ihm erklärt, daß die Aufständischen die Gesandten nicht freilassen würden, solange der deutsche Gesandte nicht interveniere.“

Fey erklärte weiter auf eine Frage des Vorsitzenden, er habe sich für die Einhaltung der Uebereinkunft, die übrigens draußen abgeschlossen worden sei, nicht eingesetzt. Der Verteidiger weist darauf hin, daß nach der Darstellung des Angeklagten Fey schon um 14 Uhr 30 gewinkt habe, der Kanzler liege im Sterben. Auf seine Frage, ob Fey nicht sein Wort gegeben habe, daß die Auführer freigelassen würden, erwidert der Verhandlungsleiter: „Diese Frage lasse ich nicht zu!“

Minister Fey: „Ich habe keinen Grund, diese Frage nicht zu beantworten. Bezüglich dieses Ehrenwortes habe ich weder mein Wort, noch mein Soldatenehrenwort gegeben, weil ich keine Vereinbarung treffen konnte. Diese Vereinbarung wurde zwischen Minister Reuschädler-Stürmer und den Aufständischen getroffen. Ich habe lediglich als Dolmetscher fungiert. Ich erkläre noch einmal, ein persönliches Versprechen nicht gegeben zu haben, weil ich es nicht geben konnte.“

Als nächster Zeuge wird

Staatssekretär Karwinsky einvernommen, der erklärt, von der Vereinbarung er nicht wachträglich erfahren zu haben. Es sei darin ausdrücklich die Einschränkung enthalten gewesen, wonach der Abzug nur dann zugelassen würde, wenn kein im Haus befindliches Regierungsmittel bedroht oder geschädigt worden sei. Eine formulierte Uebereinkunft zwischen Fey und dem Gesandten Rieth habe nicht vorliegen.

Minister Reuschädler-Stürmer

erklärt bei seiner Einvernahme, er habe im Namen der Bundesregierung dem zwischen mehreren bewaffneten Auführern auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes erschienenen Minister Fey zugeredet, er sichere den Aufständischen freies Geleit zu, wenn sie binnen 30 Minuten den Platz räumen und wenn niemand geschädigt werde. Als von der Tod des Kanzlers bekannt wurde, hat der mittlerweile erschienene Bundesminister Schuchnigg angesichts des vorliegenden Mordes erklärt, alle Aufständischen müßten bis zur Klärung der Angelegenheit in Gewahrsam genommen werden.

Auf eine Frage des Vorsitzenden erklärt der Minister, er habe den Gesandten Rieth nicht um seine Intervention ersucht, sondern im Gegenteil eine solche als unerwünscht bezeichnet.

Polizeipräsident Stübel

sagt aus, Planetta habe ihm erst am anderen Tage ein Gesuch ausgestellt.

Obwohl der Gerichtshof schon gestern Nacht einen Antrag auf Verladung des Kanzlers Schuchnigg und des früheren deutschen Gesandten Dr. Rieth abgelehnt hatte,

erneuerte die Verteidigung heute diesen Antrag und verlangte auch die Verladung des Bundespräsidenten Miklas. Der Oberstaatsanwalt protestierte mit Entrüstung gegen dieses Ansuchen der Verteidigung und verlangte, daß die Anträge der Verteidigung abgelehnt werden.

Der Gerichtshof lehnt sie tatsächlich auch ab und verkündete, daß für ihn die Frage des freien Geleits nicht in Betracht komme. Höchstens könnte jeder den Auführern versprochene Punkt beim Gnadengesuch Erwähnung finden.

Drei Tage vorher:

„Volkserhebung in Oesterreich“

Der in Straßburg erscheinende „Elfasser“ veröffentlicht folgende Notiz:

„Die Nordtat von Wien war von der deutschen Naziregierung gewollt, vorbereitet und vorausgewußt. . . Diese Wahrheit wird gleichsam illustriert in der Bildausgabe eines deutschen Pressebüchchens, die als Spätausgabe aus Berlin vom 22. Juli, also drei Tage vor dem Mordtag, datiert ist unter dem Titel „Volkserhebung in Oesterreich“. Die Ausgabe zeigt fünf Klischees mit folgenden Texten:

1. „Das Gebäude des Wiener Großen Hofes auf dem Himmelpfortbühl, der in die Luft gesprengt wurde.“ (Was nicht ganz programmäßig verstanden ist.)
2. „Das Bundeskanzleramt am Ballhausplatz wurde von den Aufständischen besetzt.“
3. „Bundeskanzler Dollfuß erlitt beim Kampf im Bundeskanzleramt schwere Verletzungen, denen er erliegen ist.“
4. „Sicherheitsminister Major Fey wurde von den Aufständischen verhaftet.“
5. „Dr. Mintelen, bisher Oesterreichs Gesandter in Rom, verhandelt in Wien über die Neubildung der Regierung.“

Dieser Text, der uns vorliegt und der am 22. Juli von einem deutschen Pressebüro drei Tage im voraus zur Veröffentlichung bereitgehalten wurde, spricht Bände und beweist, wie sehr Mintelen noch angesichts des Todes die Unwahrheit sagte, wenn er erklärte: „Ich bin unschuldig.“ Er war seiner Berliner Komplizen würdig.“

Totenliste

Wien, 31. Juli. Die Heimwehrleitung gibt ihre endgültige Toten- und Verwundetenliste heraus. Danach sind 48 Tote und über 100 Verletzte zu beklagen. Ferner wird bekanntgegeben, daß das Bundesheer 2 Offiziere und 17 Mann verloren hat, während sich die Zahl der zum Teil schwerverwundeten auf 4 Offiziere und 34 Mann beläuft. Von den Aufständischen wird amtlich angegeben: 10—12 Tote, 36—40 Verwundete, zumeist schwerverletzt.

Neue Massenverhaftungen!

Aber von Sozialdemokraten und Kommunisten

Wien, 1. Aug. Die Nachricht, daß der frühere Staatskanzler Krenner erneut verhaftet sei, beschäftigt sich. Die Zahl der in Oesterreich zu Beginn der Woche verhafteten Sozialisten und Kommunisten beträgt 8000. In das Konzentrationslager Mauthausen sind anfangs der Woche 400 Sozialdemokraten eingeliefert worden, darunter einige ehemalige Funktionäre der Sozialdemokratischen Partei, die bereits verhaftet gewesen waren.

Immer noch schwere Kämpfe in der Steiermark

Belgrad, 1. Aug. Die „Breme“ veröffentlicht einen telephonischen Bericht ihres Korrespondenten aus Unterdraburg von der südlich-österreichischen Grenze über die Lage am Dienstag. Danach dauerten die Kämpfe zwischen Aufständischen und Bundesstruppen in Kärnten auch während des ganzen Dienstags an. Es soll sich dabei sogar um die blutigsten und verlustreichsten Kampfhandlungen gehandelt haben, die im Verlauf des ganzen Aufstandes in Oesterreich zu verzeichnen waren. Die Aufständischen und Bundesstruppen hätten zahlreiche Tote und Verwundete zu beklagen.

Der Berichtshatter der „Breme“ erklärt weiter, daß die Aufständischen über keinen Nachrichtenendienst verfügten, was ihr größter Nachteil gegenüber dem Bundesheer sei. Abteilungen, die im Laufe des Kampfes abgeprengt würden, müßten über die Grenze nach Südbanien, um nicht in die Hände der Bundesstruppen zu fallen. Im Laufe des Montags und Dienstags seien etwa 350 Aufständische in kleineren Truppen nach Südbanien übergetrieben, wo sich jetzt 1200 Kärntner befinden. Sie seien in Kroatien auf drei Orte aufgeteilt, nämlich auf Warasdin, Belovar und Poljega. Sie könnten sich frei bewegen, dürften aber die Orte nicht verlassen. Sie hielten gute Disziplin, so daß sich das Leben in den Lagern und der Verkehr mit der Bevölkerung reibungslos abwickelte.

Die „Breme“ berichtet ferner von der Grenze, daß am Dienstag im Westen Kärntens eine große Aufständischenbewegung begonnen habe. Es seien nunmehr auch dort heftige Kämpfe entbrannt. Die Aufständischen versuchten einen konzentrischen Angriff auf Klagenfurt.

Scharie Verfügungen

Wien, 1. Aug. Der Ministerrat beschloß grundsätzlich ein Bundesverfassungsgesetz betreffend die unverzüglich anzunehmenden Maßnahmen gegenüber den an den Amtszwecken vom 25. Juli beteiligten Personen. Danach sollen Minderbeteiligte in Anhaltelager mit Schwerarbeit verbracht werden, andererseits die Einziehung der Vermögensgüter aller am Aufbruch beteiligten Personen erfolgen.

Die Umwandlungskrise der deutschen Diktatur

Von Karl Heinrichsen

Wir entnehmen diesen Aufsatz dem Juliheft der „Zeitschrift für Sozialismus“, die in der Verlagsanstalt „Graphis“ in Karlsbad erscheint. Die Arbeit ist noch vor dem 30. Juni niedergeschrieben, behält aber in der Analyse und in den Grundzügen der politischen Folgerungen ihren vollen Wert.

Redaktion der „Deutschen Freiheit“.

Diese Krise ist Tatsache und ihre Bedeutung darf nicht unterschätzt werden. Die Massenbasis der Diktatur ist in Auflösung begriffen. Den tiefsten Grund hat man wahrscheinlich gar nicht so sehr in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu suchen, die nach außen hin am deutlichsten sichtbar werden, auch nicht in den scheinbaren außenpolitischen Misserfolgen des „dritten Reiches“. Es hat in den ersten Monaten der Diktatur wirklich so etwas wie eine Belebung der Wirtschaft gegeben. Sie ist zum Teil auf rein psychische Ursachen zurückzuführen: auf die Hoffnungen all derer, denen die Errichtung des „dritten Reiches“ die Gewähr eines ökonomischen Aufschwungs bedeutete. In der Woge der Begeisterung, die durch das Land ging, sind echte und große Opfer gebracht worden. Maßnahmen der Diktatur selbst taten ein Uebriges. Sie hat den Desastationsdruck gemildert. Sie war in der Lage, Verordnungen durchzuführen, die unter ihren Vorgängern von den Interessenten sabotiert worden sind. Sie hat die Entwicklung Deutschlands zum Einheitsstaat angebahnt und manche Hemmnisse beseitigt, die der trustkapitalistischen Entwicklung im Wege standen. Sie hat auch, solange ihre Mittel reichten, ihre soziale Demagogie nicht nur mit großen Worten, sondern auch mit Scheinmaßnahmen glaubwürdig erhalten. Weder der Abbau der Versicherungen noch der Lohnrücknahme die Formen an, die von den Gegnern der NSDAP. vorausgesagt worden waren. Die Organisation einer Caritas von bisher nicht erlebten Ausmaßen (Winterhilfe) hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Es wurden dem deutschen Volke nicht nur „circenses“, es wurden auch einige „panes“ gegeben. So künstlich die Mittel waren, mit denen die Arbeitslosigkeit verringert werden sollte, so sehr sie im Grunde nichts anderes als eine Umlagerung der Unterläufigen bedeuteten, einige Hunderttausend sind wirklich in den Produktionsprozess zurückgeführt worden. Es wurde auch Unternehmerrückstand gebrochen und ein raffiniertes Tarnungssystem der sozialen Reaktion erfunden. Was Wunder, daß es gerade ein Teil der Arbeiterklasse war, die, durch die Niederlage ihrer Parteien entmutigt, durch das Versagen ihrer Führer aufgebracht, durch den Bankrott der Gewerkschaftstaktik erbittert, sich entschloß, dem Hitler nun auch wirklich seine Chance zu geben.

Der Terror erzwang die Gleichschaltung, der Mythos machte sie erträglich. Es war ja so einfach, sich von dem Millionenrausch mitreißen zu lassen, die bessere Einsicht zu unterdrücken und der Kapitulation nachträglich eine ideologische Rechtfertigung zu erkennen. Die nationalsozialistische Propaganda leistete in dem Punkt wieder einmal Großes. Sie gab den Kapitullierenden ein gutes Gewissen und gab

das Häußlein derer, die im Lande selbst oder in der Emigration die Fahne des deutschen Antifaschismus hochhalten wagten, der Verachtung preis. Mit Anleihen in der ganzen Welt, beim verhassten Bolschewismus, wie beim Vorbild Mussolini, wurden die Methoden gefunden, mit denen man die Reuaufwärmung der nationalsozialistischen Legende, die Verdrängung des Wesens, an dem „die Welt genesen“ sollte, auch der „neuen“ Jugend schwachhaft machte. Die Außenpolitik war aggressiv, aber sie war auch realistisch. Sie tauschte nicht ungeschickt eine Distanz zum wilhelminischen Imperialismus, eine Zurückbesinnung auf rein nationale Ziele vor. Sie machte die großen Westmächte, die von ihr erwartet wurden — die Faust auf den Genser Verhandlungstisch —, aber sie wurde immer nur bis zum Bruchpunkt hin, nie über ihn hinausgetrieben. Sie vollzog sich in einer Einkleidung, die im Ausland, selbst in Frankreich, die ernstesten Zweifel weckte, ob es nicht doch eine Verständigungschance mit Hitlerdeutschland gebe. Ihre Ziele blieben ebenso im Dunkeln wie es das Verhalten der NSDAP. in der Innenpolitik vor der Übernahme der Macht gewesen ist. Wie man sich damals im unklaren war, ob der Totalitätsanspruch der Hitlerbewegung nicht nur ein Propagandatricksel sei, ob es nicht doch eine Möglichkeit gebe, sich mit ihr in die Nacht zu teilen, so ist es heute im Verhältnis des „dritten Reiches“ zu den außenpolitischen Gegenspielern. Mit großem Geschick hat die Diktatur von der Tatsache Gebrauch zu machen verstanden, daß ihr die Republik nicht nur die nationalsozialistische Gewalt, sondern auch die Ausleihchance gelassen hat: in Verhältnis zu Polen. So rächen sich Verdummnisse noch nach der Niederlage. Internationale faschistische und „antimarxistische“ Interessensolidarität droht den Gegensatz zwischen dem imperialistischen Mächten ihrerseits in einen Duotenkampf zu verwandeln. Nur so ist die Haltung Englands angesichts der russisch-französischen Verhandlung zu verstehen.

Die unzulängbare Vertrauenskrise der Hitlerdiktatur muß deshalb andere, tiefere Ursachen haben, als sie in der Finanzkatastrophe, die dem einzelnen Deutschen noch nicht sichtbar geworden ist, und im Ausbleiben vorausgesagter außenpolitischer Erfolge — Oesterreich, Verallgemeinerung der deutschen Aufrüstung — haben konnte. Gewiß, der Punkt ist erreicht, an dem die inneren Widersprüche sich auswirken müssen. Die soziale Demagogie, die braune Scheinblüte der Wirtschaft lassen sich nicht aufrecht erhalten. Die Mittel zur Finanzierung der „Arbeitsfront“ bleiben aus. Die Krise holt sich auf neue Opfer. Die Steigerung des Sozialprodukts ist weit hinter den Scheinerfolg im Kampfe zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit zurückgeblieben, die ungewollte Steigerung der Massenkaufkraft wird durch die Preissteigerungen fast aufgehoben. Das Währungsproblem ist mit der bloß technischen Manipulierung durch Schacht nicht mehr zu bewältigen. Deutschland ist hinter der leichten Erholung der Weltwirtschaft zurückgeblieben, alle bisherigen Anstrengungen haben gerade ausgereicht, einen neuen schweren Einbruch der Krise zu verhindern. Am stärksten ist natürlich die Enttäuschung der Mittelklasse n, denen die Rückkehr der Prosperität, die „gute alte“ Vor-

kriegszeit versprochen worden war. Man hat die Kleinrentner weder von der Konkurrenz der Warenhäuser — aus Rücksicht auf das Monopolkapital — noch der Konsumvereine — aus Rücksicht auf die Arbeiterschaft, der man nicht alles nehmen durfte — befreit, man hat die Kaufkraft ihrer Kunden nicht gehoben. Der Anteil des Handwerks an der Belebung der Wirtschaft ist mehr als bescheiden geblieben und schon selten die Mittel zur Finanzierung weiterer Mittelstandsprogramme (Finanzierung von Hausreparaturen usw.). Die Bauernschaft ist zwar durch das „Erbhofgesetz“ nur in einzelnen Landesteilen revolutioniert worden, sie hat auch von den Follerhöhungen profitiert, aber die deutsche Agrarkrise ist mit der Politik der kleinen Mittelklassen nicht zu beheben. Sie verlangte Maßnahmen, die ein kapitalistisches Regime nie zu geben vermag, zumal wenn es sich von den Bindungen an den Feudalismus genau so wenig befreien konnte, wie die Weimarer Republik. Auch die „Siedlung“, wie sie von der nationalsozialistischen Diktatur bestenfalls betrieben werden kann, ist nur ein Mittelchen. Die Arbeiterschaft schließlich beginnt einzusehen, daß es mit dem deutschen Sozialismus nichts ist und nichts werden kann. Die Wahlen der Vertrauensleute in den Betrieben haben bewiesen, daß sie sich anschickt, die Chance zurückzunehmen, die sie Hitler geben wollte.

Diese Entwicklung, die Enttäuschung der Massen, die vom „dritten Reich“ das Paradies erwartet hatten, mußte kommen. Sie war mit Sicherheit vorauszusagen. Soweit stimmt der oft angestellte Vergleich mit der Entwicklung während des Krieges und im Ruhrkampfjahr. Und mit dem Auftreten der ersten wirklichen Schwierigkeiten mußte auch die Reuaufgabe des Duotenkampfes kommen. Im hochindustrialfierten Deutschland, in dem alle Schichten der Bevölkerung ihren sozialen Anspruch stellen, in dem die „antikapitalistische Sehnsucht“ die Mittelklassen durchaus erfaßt hat, lassen sich die Balancierkunststücke im Wirtschaftsleben nicht durchführen, mit denen sich der italienische Faschismus am Aushalten. Der Versuch, es Mussolini auch in diesem Punkte gleichzutun, mußte schnell zu einer Krise führen. Die Möglichkeiten der Hitlerdiktatur, eine klare Entscheidung für ein Regime der sozialen Demagogie oder für eine echte trustkapitalistische, im Interesse des Großbürgertums ausgeübte Regelung des Wirtschaftslebens zu vermeiden, sind begrenzt. Es mußte also zu Auseinandersetzungen kommen, wie sie zur Zeit im Gange sind und neben der Zerlegung der nationalsozialistischen Massenbasis herlaufen.

Aber die Gegenkräfte sind auch noch wirksam. Noch ist der Zauber des „dritten Reiches“, noch auch die Opferbereitschaft im Dienste des nationalsozialistischen Mythos nicht für alle Deutschen gebrochen. Die Jugend vor allem ist weiterhin im Banne eines Systems, das an ihre heroische Sehnsucht, an ihre romantischen Gefühle und an die Totalität ihres Vitalismus, des körperlichen wie des geistigen, zu appellieren weiß. Es sind nicht die schlechtesten Schichten des deutschen Volkes, die sich der „Miesmacherei“ widersetzen. Das Traumen, daß man nach vierzehnjähriger Miswirtschaft ein Trümmersfeld zu beseitigen und das Wachstum der Genera-

tion und der Claque aber Börsen und Raubgier regieren? Wie ja dieser ganze Parteienstaat am besten einem Erobererheer zu vergleichen ist, das nach Kriegsbrauch regiert und das Land ausraubt. So steht das deutsche Volk heute vor dem Auge der Welt als betrüblicher Bankrottmascher, ein Opfer der Unfähigkeit und Verantwortunglosigkeit seiner Führer.

Aber entscheidend ist ja die Außenpolitik, die eberne Angel, um die sich nach der Lehre der Geopolitiker alle Geschicke drehen. Erfolge hier würden wenigstens vom eigenen Standpunkte der Gewalt aus alle ihre anderen Sünden gutmachen. Wie steht es da? Im Jahre 1919 wurde im Lande Salzburg eine nichtamtliche Volksabstimmung veranstaltet, die fast 100 Prozent Stimmen für den Anschluss an die deutsche Republik ergab. Bekanntlich wurde damals der einmütige Anschlußwille des österreichischen Volkes nur durch den Zwang der Ententepolitik, die den deutschen Nationalsozialismus großgezogen hat, verhindert. Ob aber heute noch die Hälfte sich in freier Abstimmung für das Reich des blutigen Dispositivismus aussprechen würde? Im Saargebiet gab es vor 1935 keine Meinungsverschiedenheit der deutschen Bewohner — heute leben die Rechte des Dilettanten, nachdem die scheinbare Wille um Anschaffung der Volksabstimmung keine Gnade vor Frankreichs Augen gefunden hat, Himmel und Erde: Papst und Mussolini, Gewalt und Angst, Fälschung und Verleumdung in Bewegung, um den noch wachsenden Widerstand des Saarvolks zu brechen. Im Osten sind die Ansprüche Deutschlands, auf die in der Zeit der Schande keine „artfremde“ Regierung verzichtet hatte, unterwürdig preisgegeben worden. Überall aber: in Lettland und Litauen, in der Tschechoslowakei und Südbaltien, in den Vereinigten Staaten und in Südafrika tragen die deutschen Minderheiten die Kosten der phantastischen alldeutschen Träume, zu denen ihre bürgerlichen Schichten sich von der Hitlerpropaganda haben verleiten lassen. Und immer tiefer schiebt sich um Deutschland der Ring aller Völker, die aus Furcht vor neuen Weltkriegen bereit sind, den Friedensstörer zu erdroffen. Einem solchen Rausch folgt ein trübseliges Erwachen.

Wilhelm II., der auch Deutschland herrlichen Zeiten entgegenführte und alle Widerwärtigen zerhacken wollte, hat dreißig Jahre gebraucht, um das Erbe seiner Vorgänger aufzuheben. Nach seinem Verlassen war die demokratische Republik eine Selbstverständlichkeit. Diese hat die übernommene Bankrottmasche sorgsam verwaltet, hat unter den Schwierigkeiten äußeren und inneren Räten, stets nebenbei und allig beiseite von den Schuldigen des Zusammenbruchs, langsam und sicher das fürstliche Erbe der Vorgänger in laugliedern geist, hat Schritt für Schritt das verlorene Vertrauen der Außenwelt wiedergewonnen, durch kluge Verhandlungen die Forderungen erfüllt und mehr und mehr Rechte für das Reich und die deutschen Minderheiten in der Welt erreicht. Das war die Nacht der Schande. Ihr folgte der rettende, gottseligverlorene Führer, der Deutschland seine Ehre in der Welt wiedergab. Er vermochte in einem Jahre, wozu Wilhelm dreißig gebraucht hatte, Brest Litoff nicht allein das Gold der Reichsbank — vertan ist alles, nach seine Vorgänger an Weltgeltung und Achtung dem deutschen Volke wiedererworben hatten. Schon heute, noch vor dem unausweichlichen Ende bleibt ein eifriger Schwärmer ohne Bildung und Gewissen, als Räuber und Verderber eines dreizehnjährigen Reiches, als ein trübseliges Erwachen.

Der Segen des Führerprinzips

„Eine Groktat des Führers“ — so begründete eine braune Zeitung Ditters neueste Mutation. Hatte er seine Mutter lebend gebraten und aufgezehrt, sie würden es nicht weniger feiern. Wenn aber Röhm zuerst geschossen hätte, dann wäre ihm dieselbe Huldigung gewiss gewesen. Blomberg, der schon das Wort geprägt hat: „Anhängliche Leute schreiben nicht für mich“, hatte es als Sohn eines liberalistischen Zeitlers darin noch schwerer. Ihm bereitete die „Frankfurter Zeitung“ schlaflose Nächte. Seine größeren Nachfahren haben herausgefunden, wie einfach die Art ist, mit den Heren, die öffentliche Meinung brauchen, umzugehen. Wir können sonst für Ihre Sicherheit nicht einstehen“, erklärte im April 1933 der Willensträger des Führers den Eigentümern des „Dortmunder General-Anzeigers“ — und schon konnte er das einflussreiche Blatt für knapp vier Prozent des Wertes kaufen und die aus dem Kassenbestand des „Gefanten“ begleichen. Wir leben eben in einer eisernen Zeit. Es regiert die schlichte Größe der erdverbundenen Söhne des Teufel.

Mussolini, der grandiose Schöpfer des Führertypus, hat jüngst in einer Rede, die eine Art Bilanz des Führergedankens darstellt, seinem Volke eröffnet, daß die Zeit des guten Lebens — des italienischen Volkes! — vorüber sei und eine neue höherer Einschränkung kommen werde. Ingleich verherrlicht er den Gedanken des Krieges, des letzten Auswegs, und gewissloser Despoten. Das ist das Erbe des zehnjährigen Führerprinzips. Die hohe geschichtliche Ehre, von einem verbrecherischen Talent hohen Ranges mit Hilfe eines gutbürgerlichen, verbrecherischen Apparates beherrscht zu werden, muß ein Volk eben nach Gebühr mit Enttarnung und Hunger, schließlich dem Verdrängen in Giftgas und Ruhrkot bezahlen. Der Bankrott der öffentlichen Wirtschaft ist nur ein Symptom tiefstehender gesellschaftlicher und sittlicher Verrottung.

Und in Deutschland? Hitler ist größer als Mussolini. Wozu jeder zehn Jahre gebraucht hat, das hat dieser Größe der deutschen, also der Menschheitsgeschichte, in einem vollbracht. Auch das deutsche Volk bezahlt einen hohen Preis für die Segnungen des Führerprinzips.

In der armen und plumpen deutschen Sprache, die wir früher zu sprechen pflegten, konnte man es gar nicht ausdrücken, in welcher verworrenen Zuständen wir lebten und welche ein herrliches Zeitalter ein vom höchsten Wesen, heute es nun Christusgott, Odin oder einig Naturgott, Begnadeter seinem auserwählten Volk bereiten werde. Heute wissen wir, in welchem Meer von Schande liberalistisch verführte Geister und marxistische Unternehmungen, Parlamentarier, die den echten Volkswillen knebelten, und eine freche südlich-intellektualistische Teutonalie Deutschland gestürzt hatten. Wir wissen aber auch, daß ein neues Zeitalter im Reichen des Führerprinzips angebrochen ist: die Zeit nordlich-baldigen Vollmenschenstums, erkämpft in verlässlichem Trost mit ungezählten Mutopfern unter der Parole: Autorität nach unten — Verantwortung nach oben, Laten statt Worte, Erneuerung deutschen Volkstums aus edelstem Blut. Wie das ehrene Geleit der Geschichte bietet, daß nur der Weise, zum Herrn Berufene die Geschichte zu meistern versteht, daß aber diese Kraft sich in Segen ohne Ende für sein getreues Gefolge auswirkt, ist nun das deutsche Volk begnadet, Früchte weiblicher Staatsmannschaft in unaufblühendem Aufstiege zu genießen — bis die geschichtliche Stunde kommt, in der das zum Heldentum hochgezogene und nequidische deutsche Volk aufsteht, seine Erbfeinde in Ost und West zu

Boden tritt und mit dem gesinnungsgleichen Heldenvolk japanischer Samurai die Weltbeherrschung teilt.

Angelpunkt des Völkerebens ist nach dieser Lehre die Politik. Fort mit dem materialistischen Marxismus, der aus niedriger Wirtschaftstätigkeit die Geschichte zu deuten vermeint, dem schwächlichen Humanitätsdusel, der weibliche Kultur- oder gar Gleichheitsideen an Stelle des ehernen Tritts der Eroberer als Sinn der Entwicklung zu erkennen wähnt! Nicht die auf das kümmerliche Leben des Tages gerichtete namenlose Masse — der außergewöhnliche Mensch, der Held und Führer bestimmt mit granitnem Willen den Gang der Menschheit. Treibende Kraft ist die Außenpolitik, die Weltung des Volkes unter den Völkern, die Erhebung der Herrenrasse auf ihren Platz hoch über ironischen „Bedientenvolkern.“) Ihr Werkzeug im Innern ist die heidnische Erziehung und der Aufbau des Staatsrechts im Führergedanken, ein Volk, ein Führer, ein Reich. Wie bewahrt sich dieser Grundgedanke im Leben? Da suchen wir vor allem die Einheitlichkeit und die Stetigkeit. Ungehemmt durch das Vierzehnerparlamentarische Parteien, hat sich der neue totale Staatsgedanke durchsetzen können. Nur die Partei des Führers besteht als Verkörperung nordischen Volkseigens und edelste Auslese deutschen Mannesstums, dem alle und stolz dem Führer ergeben, der, ein nordischer Dalai Lama, als Träger des Ahatenachtes, selbst in die Welt des Göttlichen hinaufragt. So klingt die Welle der amtlichen Propaganda im Zeit der alten Heldenage. In der Wirklichkeit aber sehen wir die Gefolgschaft, von deren Lebenswelle der Führer selbst ein graues Bild im Still des still verkauften sinkenden Römerreichs gezeichnet hat, zertrissen von innerer Verklüftung, Lüge und Intrige, äußerlicher Unterwürdigkeit und innerer Auflehnung, gleich dem taumelgebändigten Raubtier, das den Augenblick abwartet, wo der Bändiger sich umdreht, um ihm dann in den Nacken zu springen. Die Stetigkeit, die im dunklen Wechsel der Nichtigungen und Parolen nicht zu erkennen ist, besteht politisch nur in der konsequenten Anwendung des Ganghieraufbaues: Suche stets, zuerst zum Schuh zu kommen!) Schiebt der andere vor dir, so wird er Erbe des Reichs und von der gesinnungslosen Presse als der Große bejubelt. Und ist der Führer selbst, gut genug, auf Anweisung wie ein Rattenpincher einen Teil seiner minderwertigen Anhängerschaft abzurufen, mehr als die Heute höherer Gewalt? Wie ein Gummiball treibt er in den Strömungen der mächtigen Interessen, wie ein Bravo stets dem Stärksten und Rahlungsstärksten zu Diensten. Schwerindustrie und Reichswehrgenerale gebieten, und widerspruchslos operiert er sein tausendmal beschworenes Programm, operiert er, schon immer eine Marionette des internationalen Rahlungskapitals, seinen nationalen Sozialismus den Geldmächtigen, operiert die ältesten Freunde, denn er die Macht verdankte. Er besorgt die Geschäfte, die den Generalen und Generaldirektoren zu unanber für ihre Hände sind. Das ist der Führerprinzip in der politischen Wirklichkeit!

Wie es sich in der Wirtschaft, in den Staatsfinanzen auswirkt, ist an dieser Stelle oft genug ausgezeigt worden. Erinnert es nicht an das gescheitene Reichsgeld, das auf dem Rücken Kohlenbergwerke und Obhutplanungen zerschrie, indem vorn der Hunger, im Haupt-

*) Das edle Wort hat Hebel 1848 für die slavischen Völker Oesterreichs geprägt.

Gas...

Zur 20. Wiederkehr des 1. August 1914

Von Frig Hoff

Um die sechste Abendstunde herrscht auf der Wilhelmstraße zu W. reges Treiben. Es ist die Stunde, zu der die Flaneure aus den Kaffees aufbrechen, zu der die Gymnasiasten über die Straße schlendern, zu der wohl auch der eine oder der andere Arbeiter, von der Arbeitstätte kommend, die Straße quert. So auch an jenem Abend, an dem sich das hier aufgezeichnete Ereignis abspielte.

Es war kalt, ein schneidender Wind pfiff von Norden, und die eleganten Damen waren sorgfältig in dicke Pelzmäntel verpackt. Die Schaukästen der Läden waren festlich erhellte, geräuschlos liefen die teuren Wagen am Straßenbord entlang, und hier und da hielt eines der Fahrzeuge, wobei zuweilen die Bremsen sanft quietschten.

Plötzlich stand erregtes Gebrüll über der Straße. Niemand wußte zunächst, woher es kam. Die Gesichter der Menschen waren gespannt; noch war das Gebrüll tierhaft, fast unverständlich und kaum wie menschliche Laute. Dann kam es näher, man sah seinen Urheber, auch wurde klar, daß es Worte und Wortketten waren, die er grollend schrie.

Die Straße entlang schwankte ein älterer Mann, seine Kleidung war beschmutzt und zerrissen, die Haare hingen ihm wirr unter dem ramponierten Hut hervor, die Haut war faltig und voller Stoppeln, die blutunterlaufenen Augen quollen aus den Höhlen. Das Gesicht war verzerrt, irgend eine unbeschreibliche Wut hatte den Mann gepackt und ließ Worte, die zunächst noch unsinnig erschienen, aus ihm hervorbrechen.

Kein Zweifel: der Mann war betrunken. Einige Passanten lächelten geringschätzig. Eine Dame wandte sich an ihren Begleiter:

„Ein Betrunkener! Na, was ist das schon?“

Aber jetzt wurden die Worte, die der Mann brüllte, verständlicher. Er kam quer über die Straße auf einen wohlbeleibten Herrn zugestolpert, machte dicht vor ihm Halt und schrie, während er ihm seinen alkoholfleuchten Atem ins Gesicht stieß:

„Dir werde ich die Eier schleifen, Kerl verfluchter!“

Der Herr wich ängstlich zurück, man müßte die Polizei holen.

Ein Kreis hatte sich schnell um die beiden gebildet, die in einem seltsamen Kontrast zueinander standen:

Der Betrunkene, zerfetzt und alles in allem ein Bild der Armut und des Grauens, und der wohlbeleibte Herr, die ringgeschmückte rechte Hand abwehrend vor sich gestreckt, das Gesicht von Entsetzen gerötet.

Dann trat der Betrunkene überraschend aus dem Kreis heraus, und ohne im geringsten Notiz zu nehmen von den umstehenden Gaffern, die hier eine billige Sensation, etwa gar eine Prügelei zwischen den beiden erwartet hatten, ging er ein Stück weiter.

Plötzlich blieb er wieder stehen, die Augen weiteten sich vor namenlosem Grauen, und während er beide Fäuste nach oben schüttelte, schrie er in irrer gepoingter Angst:

„Gas! Gaaa...! Kerls — seht die Gasmasken auf Bajonette raus, raus aus den Gräben! Sturmangriff! Hurraah! Hurraah!“

Das alles brüllte er wie irre heraus, laut, peitschend. Dann sank seine Stimme wieder in ein klägliches Wimmern zusammen. Kein Zweifel: er glaubte sich im Schützengraben.

Jetzt erst merkten die Herumstehenden, jetzt erst wurde ihnen klar, daß das nicht nur Trunkenheit war, daß es mehr war: Erinnerung an den Krieg, die den Mann da gepackt hatte, die ihn hin und her schleuderte, ihm die Worte aus dem Munde riß. Manchen erfaßte Schrecken. Der wohlbeleibte Herr, der den Zusammenstoß mit dem Irren gehabt hatte, wurde bleich.

Eine der eleganten Damen sagte nervös zu ihrem Begleiter:

Unsere Töchter, die Nazinen

Roman von Hermonia Zur Mühlen. 38

„Ich habe einen alten türkischen Dolch, den ich als Papiermesser verwende. Vielleicht kann er Ihnen nützen?“

„Ich meine Schießwaffen,“ sagte der junge Mann ungeduldig.

„Schießwaffen besitze ich nicht. Die Jagdflinten meines seligen Vaters habe ich nach seinem Tod seinem Bruder geschenkt.“

„Aber Revolver, haben Sie keine Revolver?“

Ich blinnte ihn erstaunt an.

„Wozu sollte ich einen Revolver haben, ich kann doch nicht schießen?“, fragte ich unschuldig.

„Ich weiß bestimmt, daß bei Ihnen Waffen versteckt sind.“

„Vielleicht,“ meinte ich nachdenklich, „hat meine Tochter Claudia, die Mitglied der Nationalsozialistischen Partei ist, eine Waffe. Das weiß ich nicht.“

Das Herz klopfte mir bis in die Kehle, aber ich konnte im Spiegel gegenüber sehen, daß mein Gesicht ruhig und freundlich war.

Eine Pause trat ein. Eine unheimlich lange Pause, während der junge Mann sich im Zimmer umblinnte.

Wie lange werde ich noch ruhig bleiben können?, fragte ich mich angstvoll. Solange der junge Mann redet, geht es noch, aber dieses Schweigen, diese Augen, die jeden Gegenstand im Zimmer abtasten, das ist unerträglich. Ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich nicht um mich selbst Angst hatte; im Gegenteil, die Gefahr schien mich zu verjüngen; das war wohl die ewige unsterbliche Romantikerin in mir. Ich fühlte nur Furcht um die Waffen, die mir anvertraut worden waren, die ich hüten mußte. Wenn sie durch meine Schuld entzückt würden...

Aber der Zufall kam mir zu Hilfe. Von der nahe gelegenen kleinen Kirche schlug es Mittag und gleich darauf läuteten die Glocken zum Angelus.

„Warum muß man sich das denn antun? Komm weiter, sonst kann ich die ganze Nacht kein Auge zutun.“ Und sie verschwanden in der Drehtüre eines Kaffees.

Ein großer, hagerer Mensch, im Knopfloch das Abzeichen eines politischen Leiters der NSDAP, konnte sich nicht enthalten, zu bemerken:

„So ein dreckiges Frontschwein!“

Als er jedoch bemerkte, daß keiner seine Bemerkung aufgriff, ging er weiter.

Zwei Mädchen, Lyzeum-Schülerinnen, hatten nicht bemerkt, was hier vorgegangen war. Sie fanden die Sache belustigend und kicherten in sich hinein.

Der Mann war weiter geschwankt. Immer noch schreiend und gestikulierend, Wortketten drängen zu uns: „... Ypern... brav, Kerls... Handgranaten dazwischen...!“

Die Menge, die sich langsam verlief, atmete plötzlich erleichtert auf: ein Ueberfallkommando erschien. Zwei Beamte sprangen ab, rissen den Mann auf den Wagen, und während der Wagen in schnellem Tempo zwitschernd die Straße hinunter fuhr, brüllte der Mann wieder, indem er mit der einen Hand den Wagenrand umklammerte und mit der anderen Hand einen jungen Schupo am Knopf festhielt, laut gellend sein: „Gas! Gaaa!“ über die Straße.

Zwei Minuten lag die Wilhelmstraße wieder ruhig wie zuvor. Flaneure kamen aus den Kaffees und gingen in die Kaffees, Gymnasiasten hummelten mit ihren Mädchen, elegante Autos rollten über das Pflaster.

An einer Ecke aber standen zwei Damen, die eine erzählte der anderen den Vorfalle, und die schüttelte erstaunt ihren nach der neuesten Mode frisurierten Kopf:

„Mitten im Kurviertel? Unerhört! Einfach unerhört...!“

Gentleman Richard Strauß

Er kapituliert vor Streicher

Mitte Juli protestierte der „Stürmer“, das Schandblatt Streichers, gegen die geplante Aufführung der neuen Oper von Richard Strauß, weil das Textbuch zu dieser Oper von dem „Juden Stefan Zweig“ stamme. Der Angriff Streichers wurde von dem Dresdner „Freiheitskampf“ aufgenommen; das Dresdner Parteiblatt forderte den Rücktritt des Dresdener Generalintendanten Adolph, der die Oper zur Aufführung angenommen hatte. Jetzt wird bekannt, daß Richard Strauß auf Grund der von Streicher eingeleiteten Kampagne seine neue Oper zurückgezogen hat. Sie wird also in Deutschland nicht gespielt werden.

Die Militärschule

Als Aufgabe des Unterrichts in der achtklassigen Volksschule bezeichnen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ die „politische Erziehung im eigentlichen Sinne“ durch „Geschichte und Leibeserziehung“. Das Blatt gibt dazu folgende Erläuterung: „So verschiedene Geschichte und Leibesübungen unterrichtstechnisch auch sein mögen, vom Ziel aus gesehen gehören sie zusammen. Sie sind mit ihrer gemeinsamen Richtung auf den nationalsozialistischen Staat die Kernfächer einer deutschen Staatschule.“ Im übrigen soll die achtklassige Volksschule den Vierzehnjährigen dazu erziehen haben, daß er „einfache Denkleistungen ausüben kann“.

Nordpol—Südpol durch Rundfunk verbunden

Die Columbia-Broadcasting-Company hat einen Ingenieur nach Nordwest-Alaska zur Errichtung einer provisorischen Rundfunk-Sendestelle entsandt. Von dort aus will man einen regelmäßigen Sendedienst mit der Station der Byrd'schen Südpolarexpedition in Little Amerika einrichten und somit zum ersten Male eine unmittelbare Verbindung zwischen den beiden Polargegenden der Erde schaffen.

Ich stand auf und sagte, noch immer lächelnd: „Nun werden Sie mich wohl auslachen, aber ich bin eine alte Frau, die treu an ihrem Glauben hängt.“

Und ich trat zu dem Bettstuhl, öffnete ein wenig das Fach, holte ein Gebetbuch heraus, kniete nieder und begann laut das Angelus zu beten. Ich betete lateinisch, auf diese Art konnte ich das Gebet zweimal sprechen, ohne daß der junge Mann es merkte. Und meine kleine Vift hatte tatsächlich Erfolg. Der junge Mann betrachtete mich ärgerlich, brummte dann etwas Unverständliches und verschwand.

Mir aber machte es Mühe, vom Bettstuhl aufzustehen, so sehr zitterten mir die Knie.

Kati und Rigi haben nachher sehr über die Geschichte gelacht. Rigi wollte die Waffen fortschaffen, aber ich ließ es nicht zu. Bei mir waren sie ja noch am sichersten aufgehoben.

Aber ich wollte ja von Seppel Schneider erzählen, der mich zuerst so mißtrauisch betrachtete. Erst als er die Revolver gesehen und die drollige Geschichte mit dem Epizel gehört hatte, tante er auf.

„Sie müssen jemand in Ihrem Motorboot über die Grenze bringen,“ erklärte er kurz.

„Selbstverständlich. Ich fahre ja jeden Tag spazieren, da fällt das nicht auf.“

Er runzelte die Stirn.

„So einfach ist die Sache wieder nicht,“ erwiderte er. „Der Mensch, den Sie hinüberbringen sollen, will nicht.“

Ich blinnte Rigi fragend an.

„Du kannst ihr ruhig sagen, wer es ist,“ sagte er zu Seppel.

„Es ist der alte Hoser, der sozialdemokratische Gemeindevorordnete. Er ist schon einmal festgenommen und dann wieder freigelassen worden. Nicht ganz so heil, wie er war,“ fügte er grimmig hinzu.

„Ja,“ sagte Kati, „und wir wissen, daß er obermal verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht werden soll. Der alte fünfundsiebzigjährige Mann.“

Die Wacht am Rhein—

Allons enfants

Man macht jedem Volk aus lauten Trompeten ein Lied zurecht, das kriegerisch klinkt, man pußt seine Jacken mit bunten Nähten, damit der Mensch zum Soldaten wird; dann läßt man die Hymne recht häufig spielen, man wird auch trunken von Melodie, und im Rausch versöhnt man sich mit den Zielen der Stahl- und Rüstungsindustrie. So ist es gewesen und so soll es sein: Allons enfants... und: Die Wacht am Rhein.

Die einen wollen das Elsaß haben, die andern geben es nicht mehr her, nur den Toten, auf Schlachtfeldern schleunigst begraben, fällt eine klare Entscheidung schwer; sie haben Erde in Herz und Mündern und modern langsam zu Krume und Staub, sie sind vergessen von ihren Kindern, denn Tote sind wehrlos, stumm und taub. Sie zu ehren, gräbt man in ihren Stein: Allons enfants... und: Die Wacht am Rhein.

Man warte nach Kriegen so ein paar Jahre, dann klingt wieder neu die Melodie, damit auch der Sohn nach dem Vater erfahre den Segen der Rüstungsindustrie. Warum sich nur Völker betrunken machen mit Uniformen, Fahnen und Lied? Wäre es nicht traurig, es wäre zum Lachen, wie jeder Rausch die Vernunft noch verriet. So war es! Und soll es immer so sein? Allons enfants... und: Die Wacht am Rhein?

Wenzel Sladek

Es geht weiter

Die Ausschaltung der jüdischen Künstler und Schriftsteller

Die Ausschaltung jüdischer Künstler und Schriftsteller in Deutschland schreitet unter dem Terror der Nazi-Pressen fort. In einer Mitteilung der Künstlerhilfe der Berliner Jüdischen Gemeinde heißt es, kaum ein Berufsstand, der von den Juden stark besetzt war, sei so sehr von der Umwälzung betroffen worden wie der der jüdischen Künstler. Während es bis vor einigen Monaten noch in einzelnen Ausnahmen Juden gestattet war, an öffentlichen Bühnen zu wirken, sei das jetzt kaum mehr möglich. In großen Scharen drängen die in Berlin ansässigen wie die aus der Provinz nach Berlin gestromten Künstler in die Gemeinde, um Unterstützungen und die Möglichkeit zur Fortsetzung ihres künstlerischen Daseins zu erbitten. Nur ganz wenigen könne geholfen werden.

Unter dem Eindruck der Hege des „Angriffs“ und anderer Nazi-Zeitungen verschwinden immer mehr Bücher jüdischer Autoren aus den Schaufenstern der Buchhandlungen. Unter der Überschrift „Juden sehen dich an“ brachte der „Angriff“ in den letzten Tagen Fotografien von Büchern jüdischer Autoren, die noch in den Schaufenstern ausgestellt sind und appellierte an die Buchhändler, mitzuhelfen an der „endgültigen Säuberung des deutschen Schrifttums“. Der Terror hatte den gewünschten Erfolg.

„Angriff“ erinnert an die Bücherverbrennungen im Mai 1933, stellt fest, daß „ein ansehnlicher Teil der volksfremden Literatur dem Scheiterhaufen entgangen ist“ und deutet an, daß ein neues Bücher-Autodafé ihm nicht unerwünscht käme.

Die Kulturpolitische Abteilung der NSDAP. Leipzig hat einen Sachverständigen für alte Dokumente und dergleichen ernannt, dem alle Fundstücke vorzulegen sind.

„Worauf um Gottes Willen wartet ihr denn?“, fragte ich. „Bringt ihn heute Abend her. Im Mitternacht kann er schon in der Schweiz sein, nicht wahr, Rigi?“

„Er will nicht fort. Er sagt, daß er seine Leute nicht im Stich lassen kann. Seit einer Woche schläft er jede Nacht anderswo. Wir haben gedacht, daß er sich vielleicht doch zu reden ließe. Aber er will nicht. Und wir wissen nicht, was wir mit ihm anfangen sollen.“

Mir kam ein Gedanke.

„Wenn wir ihm einreden, daß er in meinem Motorboot übernachten soll? Dort sei er in Sicherheit. Und was will er tun, wenn das Boot dann auf einmal losfährt? Rigi, Sie wissen ja, wie schnell es fahren kann. Wir sind, ehe er recht zu Bewußtsein kommt, an der Schweizer Grenze.“

Die beiden jungen Menschen begannen zu lachen.

„Frauen haben doch manchmal gute Ideen,“ meinte Seppel. „Auf so etwas wären wir nie gekommen.“

„Gemacht,“ sagte Rigi. „Wir bringen ihn heute Abend her.“

Aber am Abend erschien Rigi mit langer Miene.

„Heute will der Alte nicht. Erst morgen.“

„Also gut, morgen,“ meinte ich.

Morgen, das war der fünfundsamzigste Mai. Morgen, ich sagte es, als ob ein Tag wie jeder andere sein würde. Morgen...

Die Sonne schien, als ich erwachte und gegen Mittag war es drückend heiß. Ich freute mich darüber. Wenn ein Gewitter käme, so würde das für unsern Plan sehr günstig sein. Claudia verbrachte den Vormittag mit mir im Garten. Es war ein stiller Tag. Wir sprachen zusammen von alten Tagen, von Claudias Kindheit. Und als sie nach dem Mittagessen sagte:

„Ich gehe in die Stadt, Mutter, muß etwas besorgen.“ küßte ich sie.

(Fortsetzung folgt)

„Englands Grenze am Rhein“

Das außenpolitische Ereignis des Tages

A. Ph. Paris, den 1. August 1934.

(Von unserem Korrespondenten)

Das große politische Ereignis des Tages ist hier Baldwins Unterhausrede. Die Bedeutung dieser Rede unterstreichen die Blätter jedoch durch Veranschaulichung der wichtigsten Worte, die fast in der ganzen Presse sich als Ueberschrift wiederholen: „Englands Grenze ist am Rhein“.

Selbstverständlich findet diese Auffassung des stellvertretenden englischen Ministerpräsidenten hier überall einmütige Billigung und mit Genugtuung stellt

„Jour“

fest, daß die klare Erkenntnis von der europäischen Gefahr England jetzt zu Maßnahmen zwingt, auf die man vor einigen Monaten noch nicht zu hoffen gewagt hätte. Die Bedeutung von Baldwins Rede liegt vor allem darin, daß er von den Verpflichtungen gesprochen habe, die England auf dem Festland eingegangen sei.

„Petit Parisien“

verzeichnet die Tatsache, zum ersten Male sei im englischen Unterhaus von der Regierungsbank aus der französischen These zugestimmt worden, daß durch die Entwicklung der Luftwaffe Englands Grenzen auf das Festland hinausgeschoben seien, ein Umstand, aus dem nun auch die englische Regierung nach Baldwins Worten angefaßt der ganzen europäischen Lage die Konsequenzen ziehen wolle.

„Einen Erfolg für die französisch-englische Freundschaft“, nennt

„Paris Midi“

das Ergebnis der Abstimmung im Unterhaus, das sich mit der gewaltigen Mehrheit von 404 gegen 60 Stimmen für die Aufrüstungspolitik der englischen Regierung ausgesprochen habe. Etwas ironisch fügt das Blatt hinzu, Baldwin habe seine Ausführungen in einer energiegelichen Sprache gemacht, wie man sie nicht im englischen Parlament gewohnt sei, seitdem Macdonald dort im allgemeinen sich als Sprecher der englischen Regierung betätigt.

Endlich öffne England die Augen, meint Gallus im

„Intransigeant“.

Baldwin habe genau das gesagt, was Frankreich seit langem vergeblich erklart habe: Englands Grenze sei ebenso wie die Frankreichs der Rhein. Abklärung sei so lange unmöglich, wie die Sicherheit nicht gewährleistet sei. England brauche Zeit zum Begreifen, aber wenn es begriffen habe, dann gebe es

mit Eifer und hartnäckiger Energie ans Werk. Man könne damit rechnen, daß es jetzt, wo es alarmiert sei, alle Maßnahmen ergreifen werde, die erforderlich seien, um es Deutschland unmöglich zu machen, Schaden anzurichten.

Von dem Augenblick an, da England und Italien fest geschlossen seien, sich gegen jeden Angriff zu wenden und Hitler die Entfesselung eines Krieges nicht zu gestatten, werde es keinen Krieg geben. Aber schon jetzt, wo Frankreich und England einig seien, seien sie allein stark genug, um den Weltfrieden zu sichern.

Gabriel Perreux kann es im

„Paris Soir“

nicht unterlassen, dem englischen Ministerpräsidenten Macdonald einen recht schmerzhaften Stich zu versetzen. Er meint, es wäre von Macdonald ganz klar gewesen, ein bißchen nach Kanada zu reisen. Er würde wohl kaum noch England beziehungsweise das von ihm geleitete Kabinett wiedererkennen.

Was habe man Macdonald aber auch alles angetan! Erst einmal die Ueberraschung über den wundervollen Empfang, den Baldwin dem französischen Außenminister Varignon bereitet habe. Dann die Zustimmung des englischen Kabinetts, ebenso wie des Ober- und Unterhauses zum D. L. C. A. - Projekt, weiter die Rede, in der Baldwin im Unterhaus vor kurzem die Vermehrung der Luftflotte angekündigt habe. Dabei hätte sich Macdonald wahrscheinlich leicht eine diplomatische Krankheit holen können. Aber der Gnadenstoß wäre ihm wohl durch Baldwins letzte Rede verriest worden, wo Englands stellvertretender Ministerpräsident stipp und klar gesagt habe, England müsse imstande sein, an jedem Kollektivsicherheitsystem mitzuwirken, das vom Völkerbunde organisiert werde.

Nur jüngsten Baldwinrede selbst meint der Mitarbeiter des

„Paris Soir“

man habe nicht deutlicher sagen können, daß an dem Tage, wo Frankreichs Grenze, die nach Baldwins Worten nun auch die Englands sei, bedroht sei, England an Frankreichs Seite sein würde. Um zu diesem Ergebnis zu kommen, habe Deutschland erst fünfzehn Jahr lang ungeprüft alle Verträge verlegen dürfen, habe es der Schandtat und des Blutbades vom 30. Juni, habe es des armen und niederträchtigen Verbrechens von Wien bedurft.

Trotz darüber, daß Hitlerdeutschland sich jetzt völlig demaskiert habe, schließt Perreux, man schaudere bei dem Gedanken, daß Hitlerdeutschland sich weniger ungeschickt oder zivilisiert hätte zeigen können.

Des „Führers“ Geburtstagsauto

Und die verunglückte Schröpfung der „Gelögschaft“

Aus Sachsen wird uns geschrieben:

Zum Geburtstag des herrlichen Führers aller deutschen Arier wurde ihm von der Kreisleitung der NSDAP, Zwickau ein hochkomfortables Auto zum Geschenk gemacht. Der ehrgeizige Kreisleiter Ewald Dost, Zwickau, fuhr selbst nach Berlin, um dem herrlichen Führer das Auto höchstpersönlich zu überbringen. Er wurde jedoch abgefertigt von einem Adjutanten vierter Klasse, der bereits in einem Wagen hochwertigster Qualität und feinsten Ausführung aus Berlin ausgerückt war.

Wer das Geburtstagsgeschenk eigentlich bezahlen sollte, wurde nicht klar. Das einmal wurde geschrieben, die NSDAP, und die NSDAP Ortsgruppe, das anderemal die Kreisleitung, und eine dritte Lesart informierte in dem Sinne, daß es die Arbeiter der Hordwerke spendet hätten. Der Herr Kreisleiter Dost hatte persönlich den Wagen eingefahren, war mit den Herren seines Stabes durch Deutschland gereist, wobei auf Kosten des Werkes für 150 Mark Benzin verbraucht wurden. Schließlich bängen an diesen 150 Mark aber auch die Kosten für das muntere Trinkgelage daran, das die braunen Herren bei dieser Probefahrt arrangierten, denn sie sind, mit Herrn Dost an der Spitze, feste Trinker.

Nun hat am Sonntag, dem 17. Juni, eine Versammlung

der Arbeitsfront und der NSDAP, des Wirtschaftsbezirks Zwickau stattgefunden, die einigermassen Licht in die dunkle Autosache brachte. Herr Dost macht zunächst die Mitteilung, daß der Führer sich in einem persönlich gerichteten Handschreiben für das Geschenk bedankt hat. Er brachte das Schreiben zur Verlesung. Es lautet:

Sehr geehrter Parteigenosse!

Ich komme leider erst heute dazu, Ihnen für das wertvolle Geschenk, das Sie mir anlässlich meines Geburtstages im Namen der gesamten deutschen Arbeiterheit der Werkstadt Zwickau überreichen ließen, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Die Treue und Anhänglichkeit, die damit zum Ausdruck gebracht wurde, hat mich ganz besonders gefreut und ich bitte Sie, allen Beteiligten meinen aufrichtigen Dank und meine besten Wünsche zu übermitteln. Mit deutschem Gruß

gez. Adolf Hitler.

Der Kreisobmann rücht darauf mit einer gehörigen Beweihräucherung des trinkfesten Kreisleiters Dost heraus, indem er folgenden fertigen Aufruf zur Verlesung brachte:

Der Gedanke, unserem herrlichen Führer ein wertvolles deutsches Können und Fleißes der Arbeiter der Stirn und der Faust zu seinem Geburtstag zum Geschenk zu machen, ist unserem Kreisleiter zu verdanken. Schon immer

stand bei ihm der Volksgemeinschaftsgedanke der Geschlossenheit der Arbeiter der Stirn und Faust in seinem politischen Wirken und Vollen im Vordergrund. Nichts lag ihm näher, als daß er es ermöglichen wollte, jedem deutschen Arbeiter der Stadt Zwickau Gelegenheit zu geben, seine Verbundenheit mit dem Führer zu beweisen. Mit emsigem Fleiß und unendlicher Liebe wurde mit diesem Wagen ein Stück wertvollster deutscher Konstruktivkunst und deutscher Qualitätsarbeit geschaffen. Die Verbundenheit zum Führer mit diesem Geschenk kommt noch einmal darin zum Ausdruck, daß jeder Arbeiter der Stirn und der Faust der Kreis- und Kohlenstadt Zwickau sein Scherlein zum Bau des Wagens beiträgt. Der Dank des Führers ist uns schönster Lohn für unsere auch damit bewiesene unverbrüchliche Treue.

Heil Hitler
Kreisleitung Zwickau

W. Doppel,
Kreisobmann der NSDAP, und D. H.

und was folgte nun? In den Betrieben, auf den Schächten, in den großen Fabriken kamen Anschläge heraus, mit denen jeder Arbeiter und jede Arbeiterin aufgefordert wurde, die Verbundenheit mit dem herrlichen Führer unter Beweis zu stellen und freiwillig für Hitlers Geburtstagsgeschenk zu spenden. Die Unternehmer wurden veranlaßt, von den Löhnen und Gehältern der Arbeiter und Angestellten entsprechende Beträge gleich in Abzug zu bringen, ohne etwa erst Umfrage zu halten, wer bereit ist, dafür zu opfern. Der gesamten Arbeiterschaft bemächtigte sich eine ungeheure Empörung. In vielen Betrieben weigerte sie sich, auch nur einen Pfennig für ein Privatvergnügen Hitlers und seiner braunen Trabanten zu spenden. Die Bergarbeiter rissen sogar die Anschläge von den Tafeln und zertraten sie. Selbst die in den Betrieben beschäftigten SA-Leute, die Mitglieder der NSDAP, und der NSDAP, gerieten in helle Aufruhr gegen das Stillschicken ihrer Kreisleitung. Der Überstand und die Empörung nahmen ernste Formen an. Viele Drohbriefe besörderte die Post in das Braune Haus an die Adresse der braunen Bonzen. Noch mehr gingen nach Berlin, an Hitler und alle möglichen anderen Instanzen. Ein solcher Brief lautete:

An Ewald Dost, Kreisleiter der NSDAP.

Sie haben Hitler zum Geburtstag ein Auto geschenkt, und jetzt wollen Sie uns, die Arbeiter, dazu zwingen, ihr und Hitlers Privatvergnügen zu bezahlen. Da sind Sie allerdings schief gewickelt. Dieses Auto ist mit allem möglichen Luxus ausgestattet und kostet wohl seine 40.000 Mk., wenn es lang.

Nehmen Sie Ihre Reichstagsdiäten, Ihre Kiefeneinkünfte als brauner Bonze, nehmen Sie Ihren Gauleiter und Statthalter Mutschmann, der ein dreifacher Schwerverdiener ist und bezahlen Sie gefälligst ihr und Hitlers Auto selber. Uns Arbeiter bekommen Sie nicht dazu. Wir können kaum die Wochenendfahrkarte bezahlen, können uns kaum ein Fahrrad kaufen, höchstens einmal auf Stottern. Und jetzt wollen Sie uns unser Geld aus der Tasche stehlen für Ihr Differant? Re, lassen Sie und Ihr Adolf Hitler auf Euren arischen Häfen, wenn Ihr auch Führerungen davon bekommt.

Reinen Pfennig für
Grenel Hitler.
NS. Dieser Brief ist auch an Ihren herrlichen Adolf nach Berlin gesandt worden.

Der Widerstand der Arbeiter blieb nicht ohne Erfolg. Die Sarntelisten mußten nach dem 30. Juni zurückgezogen und bereits abgezogene Beträge zurückgezahlt werden. Led das Geburtstagsauto soll irgendwo in einem Schuppen stehen, da Adolf Hitler infolge der vielen Drohbriefe die Freude an dem Geschenk verloren und das Auto nach dem 30. Juni angeblich wieder zurückgeschickt hat.

Wer es nun bezahlt? Vermutlich gar niemand. Es wird braun angestrichen werden und Dienstauto der NSDAP werden. Vielleicht müssen die Privatkassen der NSDAP-Mitglieder dazu herhalten.

Im ordentlichen Reichshaushalt betragen im Juni die Einnahmen 47,8 und die Ausgaben 50,2 Millionen Reichsmark. Es ergibt sich somit eine Mehransgabe von 2,4 Millionen.

Die englisch-italienischen Verhandlungen über die Abgrenzung in London wurden nach einem unfaßenden Meinungsänderungsabscluß.

Am 1. Juli 1934 wurde ein Abkommen zur Herbeiführung regerer Wirtschaftsbeziehungen unterzeichnet.

Jean Jaurès

Saarbrücken, den 1. August 1934.

Niemand hat mehr für die friedliche Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gekämpft als Jean Jaurès. Niemand hat mehr als er getan, um den Krieg zwischen den beiden Ländern zu verhindern. Und als der Ausbruch des Weltkrieges sein Lebenswerk zerstörte, fiel er selbst einem abscheulichen Verbrechen zum Opfer. Am 31. Juli 1914 wurde Jean Jaurès, der größte Sozialist seiner Zeit, ermordet.

Shakespeare hat im König Lear das Idealbild des Königs gezeichnet: Jeder soll ein König! Jean Jaurès war das Idealbild des Sozialisten: Jeder soll ein Sozialist! Sozialismus war nicht nur seine Ueberzeugung, auch mehr als sein Ideal. Der Sozialismus war sein Leben, sein Gehirn, sein Herz, sein Atem, sein Blut. Alles was er tat, war erzieherisch. Alles was er sprach, war sozialistisch. Jeder seiner Gedanken war sozialistisch. Als er lebte, haben das noch nicht alle Sozialisten verstanden. Jetzt wissen wir, daß es ein großes Unglück für die sozialistische Bewegung war, daß zwar alle den ruhmvollsten Namen von Jaurès kannten und ehrten, aber nur wenige von seinem Geist erfüllt waren.

Jean Jaurès war ein bedeutender Wissenschaftler, ein großer Historiker, dessen Geschichte der französischen Revolution neue Bahnen der Geschichtsschreibung eingeschlagen hat. Es fehlte ihm nicht an der Fähigkeit, seine sozialistische Ueberzeugung theoretisch zu begründen. Er hat aber für sie auch eine andere Begründung gehabt. Er war der Sozialist aus der flammenden Freiheitsliebe, aus der titanischen Macht seines Herzens und aus seiner tiefen

moralischen Einstellung zum Leben. Er verhöperte in sich einen immer lebendigen und allumfassenden Sozialismus. Er erwiderte einmal den Kritikern, die in der sozialistischen Lehre eine moralische Fundierung vermiheten: „Der Sozialismus braucht keine Laterne, um auf die Suche nach einer Moral zu gehen. Er ist in sich selbst und durch sich selbst eine Moral.“

Das sozialistische Ideal entstand für Jaurès aus dem leidenschaftlichen Drang zur vollkommenen Freiheit. Er zeigte auf, wie dieser Drang zur sozialistischen Ueberzeugung führen muß. Und deshalb war für ihn die große französische Revolution, als deren geistiges Kind er sich fühlte, in ihren tiefsten Regungen sozialistisch. Untrennbar war für ihn der Sozialismus mit dem Kampf um die Freiheit, um das Recht verbunden. Er hat das gezeigt, als er in der Zeit der Dreyfuß-Affäre in der vordersten Reihe der Kämpfer gegen das Unrecht stand.

Der Sozialismus war für ihn die Tat. Er war vom Willen zur schöpferischen Tat, zur Umbildung des Lebens geradegut besessen. Seine Kritiker innerhalb der internationalen sozialistischen Bewegung haben in diesem Willen sogar einen bedenklichen Opportunismus gesehen. In der letzten Zeit haben viele von diesen Kritikern eingesehen, daß Jaurès in jenem alten Streit Recht hat.

Jaurès war ein großer Freund namentlich der deutschen sozialistischen Bewegung. Er hat in einigen seiner Reden seiner Verbundenheit mit der deutschen Sozialdemokratie wundervoll Ausdruck gegeben. Er bewunderte die grandiose Organisation der deutschen Partei und der deutschen Bewegung. Um so größer war auch seine Sorge, daß die deutsche sozialistische Bewegung viel zu sehr eine Organisation und viel zu wenig eine politische Macht bleibe.

Schon am Anfang des Jahrhunderts übte er in diesem Sinne die Kritik an der deutschen Sozialdemokratie. Er betonte die erstaunliche Tatsache, daß der französische Sozialismus mit seiner ganzen Zersplitterung und ohne festgefügte Organisation in viel stärkerem Maße der politischen Entwicklung seines Landes sein Gepräge gibt, als die deutsche Sozialdemokratie mit ihrer musterhaften Organisation, mit ihren Millionen Wählern und Hunderttausenden Mitgliedern. Nach den bitteren Erfahrungen wissen wir, wie berechtigt diese Kritik und diese Befürchtungen waren. Das historische Unglück der deutschen sozialistischen Bewegung sehen wir heute darin, daß ihr der Geist von Jaurès fehlte.

Der deutsche Sozialdemokrat lächelte manchmal wegen der feierlichen Schönheit der Reden und Schriften von Jaurès. In seiner Rückständigkeit blieb ihm die Intensität des Gefühlslebens eines Jaurès verborgen. Was die Seele von Jaurès war, war für die deutsche Bewegung ein nahezu verbotenes Wort. Das war das Pathos der Freiheit: Die Liebe zur Freiheit als der innigste Antrieb zum Handeln und als moralische Pflicht. Man hat öfters Marx und Jaurès gegenübergestellt. Jaurès selbst war ein großer Bewunderer von Marx und fühlte sich als sein Schüler. Er empfand keinen Widerspruch zwischen seinem sozialistischen Glauben und dem wissenschaftlichen Sozialismus von Marx. Er hat Marx nicht nur gelesen, sondern miterlebt, und wußte, daß die sozialistische Theorie von Marx aus dem gleichen Ethos der Freiheit, das ihn selbst befehlte, geboren war. Heute geht das deutsche Proletariat den furchtbaren Leidensweg zu dieser Erkenntnis!

Pariser Berichte

Eine Ausstellung der deutschen Emigranten in Paris

Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, findet im Herbst in Paris eine Ausstellung von Erzeugnissen und Waren der deutschen Emigration aller Länder statt. Prominente französische und deutsche Schriftsteller und Gelehrte werden das Protektorat übernehmen. Nach 17 Monaten Emigration ist dieses der erste Weg, die gesamte Emigration wirtschaftlich zu erfassen und ihr in einem würdevollen Rahmen den Markt, der vielen durch Unkenntnis bisher verschlossen blieb, zu eröffnen. Es ist geplant, Teile der Ausstellung in den großen Städten Frankreichs und evtl. den anderen Emigrationsländern als Wanderausstellung zu zeigen, die dann jeweils durch örtliche Aussteller ergänzt werden kann. Jedenfalls zeigt die französische Presse großes Interesse für die gesamte Idee, so daß kein Emigrant auf der Ausstellung fehlen dürfte.

Für die Pariser Herbstausstellung sind folgende Abteilungen vorgesehen:

1. Produzenten aller Länder,
2. Ausstellung von Großisten, Verlagsanstalten, Künstlern, freien Berufen, sämtlichen deutschsprachigen Zeitungen.
3. Adressenmaterial in übersichtlicher Anordnung von Ärzten, Rechtsanwälten, Kliniken, Kurorten und Kuranstalten, Restaurationsbetrieben, Gaststätten, Hotels usw.
4. Verkaufsstände von Detaillisten und Händlern.
5. Eine ideelle statistische Uebersicht über den Verlauf der gesamten Emigration in ihren verschiedenen Stadien und Ländern unter Beteiligung aller bestehenden Verbände, Hilfskomitees, Ligen usw.

Nach dem großzügig angelegten Programm zu schließen, handelt es sich um ein Werk, das in allen Kreisen größte Beachtung finden muß, um so mehr, als die Gastländer den wirtschaftlichen Erfolg dieser Ausstellung ebenso wünschen als die Emigration selbst.

Die Ausstellungsleitung liegt in den Händen namhafter Fachleute.

Wir von uns aus wünschen der Ausstellung den allerbesten Erfolg und werden mit Interesse den weiteren Verlauf derselben verfolgen.

Zwecks aller weiteren Auskünfte, die bereitwillig erteilt werden, wende man sich an die „EPMA“ (Exposition des produits et des marchandises de la totalité de l'émigration allemande), 11, Place de Vaugirard, Paris XVc.

Totenmesse für Dollfuß in Paris

Am Dienstagvormittag fand im Dom von Notre-Dame in Paris ein feierliches Requiem für den von den Nationalsozialisten ermordeten österreichischen Bundeskanzler Dollfuß statt. Das gesamte diplomatische Korps nahm an der Trauerfeier teil, darunter auch neben dem italienischen Botschafter und belgischen Gesandten der deutsche Botschafter Dr. Köster. Der Präsident der französischen Republik hatte sich vertreten lassen, während für die französische Regierung Außenminister Barthou und Marineminister Piétri erschienen waren. Nachdem eine feierliche Messe zelebriert worden war, erteilte Kardinal Verdier, der Erzbischof von Paris, dem toten Kanzler Absolution.

Deutscher Klub

Am Samstag, dem 4. August, um 21 Uhr, veranstaltet der Deutsche Klub in seinen neuen Räumen in der Rue de Vivienne ein geselliges Beisammensein (mit Tanz). Gäste sind sehr gerne willkommen. Für Mitglieder Eintritt frei. Gastbeitrag: 3 Franken.

Nazimärchen aus Paris

Ein Nazi Dr. H. von Halden erzählt in der braunen Presse folgendes Märchen aus Paris. Titel: „In der Hochburg der Semigranten“: „Gegen ein Uhr morgens suche ich mein Hotel

Jane Legoff

Ein Schicksal

Vor zwei Jahren, am 2. Juli 1932, wollte eine junge sehr hübsche Pariserin ihren Verlobten besuchen, der in einem Pariser Ort wohnte. Jane Legoff war ein junges lebenslustiges Mädchen, das gern tanzte, gern wanderte und da die Zukunft glückverheißend vor ihr lag, sollte sie doch binnen kurzem den Mann, den sie liebte, heiraten, so war sie stets vergnügt und guter Dinge. Lustig bestieg sie den Zug, der sie zu ihrem Verlobten bringen sollte. Wie eine Vorahnung kommenden Unheils beschlich es sie aber, als sie feststellte, daß in dem Wagen, in dem sie sich befand, nur noch ein sehr fragwürdiges, wenig vertrauenerweckendes Individuum ihr gegenüber Platz genommen hatte. Und ihre trüben Ahnungen sollten sich in grausamster Weise erfüllen. Eugène Lagaudrière war soeben aus dem Gefängnis entlassen worden. Auch er hatte das Alleinsein mit der Schönen festgestellt, er hatte aber, als das junge Mädchen ihre Puderquästchen handhabte sich auch überzeugen können, daß in ihrer Handtasche Geld war. Und darum war es ihm zu tun. Er versuchte, Jane Legoff die Handtasche während der Durchfahrt durch einen Tunnel zu entreißen. Das Mädchen versuchte zu flüchten. Es entspann sich zwischen ihm und ihrem Angreifer ein erbitterter Kampf, im Verlauf dessen sich die Wagentür plötzlich öffnete. Jane Legoff fiel auf die Schienen und die nachfolgenden Waggons zermalmen ihr beide Beine oberhalb des Knies. Der Verbrecher, der dieses Menschenleben zerstört hat, das doch nicht vollkommen ausgelöscht wurde, konnte, da Jane Legoff am Leben blieb, nur wegen tätlichen Angriffs und Verletzung seines Opfers mit Gefängnis bestraft werden. Viel grausamer bestraft als ihr Angreifer aber ist das unschuldige Opfer, deren Körper nur noch ein Torso ist. Der einzige Trost in ihrem Unglück ist für Jane Legoff, daß ihr Verlobter sie jetzt geheiratet hat. Ob aber die junge Frau dadurch glücklich geworden ist, wird wohl kaum jemand erfahren.

BRIEFKASTEN

E. S., Wien. Sie machen uns auf die „Wiener Politischen Blätter“ aufmerksam, in denen Ernst Karl Winter, der jetzige Bürgermeister von Wien, schreibt: „Als Historiker wird man sich stellen müssen, daß die sozialdemokratische Führung längst bereit war, ihre Macht über die Massen für eine Verständigung selbst um ein Preisgericht einzulegen. Man war bereit, alle faktische Macht und selbst alle Errungenschaften hinzugeben, um die formale Möglichkeit, diese Verträge irgendwann einmal wieder aufzuheben, d. h. um die Anerkennung des Parlamentes des allgemeinen Wahlrechts nach Ablauf einer weitgehenden Ermächtigung für die Bundesregierung wiederzuerlangen.“ So nahe war die Arbeiterbewegung dem österreichischen Sozialdemokraten und selbst der christlichen Denkweise noch niemals als vor dem 12. Februar... Ich, der konservative Denker, habe in dieser Zeit mit Otto Bauer kaum über ein Thema öfter diskutiert als über — die konstitutionnelle Monarchie. Die Sozialdemokraten wären sehr weit mitgegangen, wenn man sie hätte mitgehen lassen.“ Auch wir haben selbstverständlich Zweifel, ob Winter, der die österreichische Arbeiterklasse mit dem Regime Dollfuß ausführen will, die Stimmungen und Absichten der Führer der österreichischen Sozialdemokratie völlig richtig wiedergibt. Aber daß die österreichische Sozialdemokratie alles versucht hat, um einer blutigen Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen, bezugst kein Gerücht als Otto Bauer. In seiner nach den Februarkämpfen erlassenen Broschüre „Der Aufstand der österreichischen Arbeiter“ schreibt er: „Ordnung haben wir uns ein Jahr lang bemüht, zu einer Kompromiß zu gelangen, um die Situation zu verbüßen, die uns nur noch die Wohl zwischen Kapitalisten und den Aufstand ließ. Die Versuche, zu einer Verständigung mit den Herrschenden zu gelangen, seien ein Verzicht auf den Arbeitern gewesen. In der Tat haben wir gemerkt, daß, um mit Engels zu reden, „ein wirklicher Sieg des Aufstandes zu den größten Zerknirschungen geführt“, haben gemerkt, wie gering die Aussichten eines solchen Sieges unter den gegenwärtigen Umständen waren, wie furchtbar die Gefahren einer Niederlage. War es nicht Pflicht, alles Mögliche zu versuchen, um die Lage, die die Arbeiter zu einem Verweilungskampf unter ungünstigen Umständen zwänge, zu verbüßen?“

Kamerad, Galtz. Sie, einer der ältesten, treuesten und selbstlosesten Mitarbeiter, gehören nun auch zu den Akademikern, die „Arbeiten“ Exzellenz und Lebensraum suchen. Sie schreiben uns: „Ich hoffe, bald wieder etwas Zeit für die Mitarbeit zu haben, denn ich will auch weiterhin Ihr Mitarbeiter bleiben. Das ist mir nicht nur eine Freude, sondern ich betrachte es auch als meine Pflicht als deutscher Sozialist, meine schwachen Kräfte nach wie vor in den Dienst des Befreiungskampfes für unser armes Vaterland zu stellen. Sie werden also hoffentlich bald wieder von mir hören. Einmalen danke ich Ihnen herzlich für die prompte Zusendung Ihrer Zeitung hierher. In diesem fernem Lande ist mir Ihre Zeitung noch in viel höherem Maße notwendig, ja unentbehrlich geworden, und ich stelle jedesmal mit freudiger Erwartung fest, daß das Blatt sich in jeder Beziehung in aufsteigender Linie bewegt, so daß ihm der erste Platz in der gesamten Emigrantenpresse gebührt. Es würde für mich ein unerlässlicher Verlust sein, die „Deutsche Freiheit“ entbehren zu müssen.“

Zum Ausbau eines blühenden Unternehmens wird von belg. Fabrikanten für Futtermittel

Teilhaber gesucht

Angebote unter Hecker an die Exped. d. Ztg.

Gewandter deutsch-französischer Stenotypist

31 Jahre, Anfänger für Englisch und Italienisch; perfekt amerik. Buchhaltung, v. ch. neue Stellung. Angeb. an Exped. d. Ztg., 50 Rue de Strasbourg, Aulnay-sous-Bois (S. O.).

auf. Auf dem Wege dorthin höre ich Musik und Gesang. „Wo Menschen singen...“ Ich stoße die Tür zu der kleinen Bar auf. „Chez und Tel“ heißt der Laden, sehr modern eingerichtet, Herren im Frack und im Smoking, Damen — es waren auch richtig — darunter — im Abendkleid. Ich schäme mich meines dunklen Anzugs, drücke mich an die äußerste Ecke der Bar und bestelle ein eiskühles Getränk. Plötzlich schmettert die Musik wieder los. „La Madelon“, das Kriegslied des französischen Soldaten, ein kleiner Uebergang — und es ertönt die Marseillaise, um endlich wieder in andere Melodie überzugehen. Ich horche auf. Dieses Lied habe ich doch schon irgendwo gehört? Während ich noch überlege, treffen deutsche Leute an mein Ohr. Ein farbloser Junger mit krausem Haar singt den Text auf deutsch mit. Ach so — natürlich. „Völker, hört die Signale...“ Bezahlen, raus! Der Bar gegenüber, auf der anderen Straßenseite steht ein Polizist, regungslos. Vor ein paar Tagen haben Leute, die dasselbe Lied sangen, seinen Hauptmann erschossen, morgen

Wenn man Geld und Zeit hat

Zwei amerikanische Ehepaare Herr und Frau Johnson mit ihrem Piloten Carsterns und Herr und Frau Morsten sind in zwei Flugzeugen auf dem Flugplatz Le Bourget bei Paris angekommen. Die Pariser hatten viel Vergnügen an der sonderbaren Bemalung der beiden Flugzeuge. Das Johnsonsche hatte eine dem Giraffenfell täuschend ähnliche Bemalung, während das Morstenschö sich als Zebra präsentierte. Die beiden Ehepaare haben einen Flug durch Afrika hinter sich, bei dem sie 60 000 Kilometer insgesamt zurücklegten. Sie hatten die Flugreise unternommen, um einen Film zu schaffen, der nicht in irgend einem Atelier gestellt ist, sondern der tatsächlich im dichtesten afrikanischen Busch aufgenommen, ein Bild des wirklichen Afrika gibt. Sie haben die noch unerforschten Gebiete am Rudolfsee längs der abessinischen Grenze überflogen. Im belgischen Kongo konnten sie die Bekanntheit jenes sagenhaften Zwergvolkes machen, das unter dem Namen Pygmäen den Ethnologen bekannt ist. Es gelang ihnen, eine Herde von 400 Elefanten zu überfliegen, die aus der Höhe, in der sie sich befanden, wie kleine Hunde wirkten. Es gelang ihnen aber auch, Löwen- und Büffeltruppen mit der Kamera festzuhalten. Der Film soll noch vor Weihnachten herausgebracht und dann in einem Wanderkino gezeigt werden.

Paris macht Ferien

Paris steht im Zeichen der beginnenden Sommerferien. Schon in den letzten Tagen sah man zahlreiche Pariser mit Sack und Pack „à la campagne“ aufs Land hinaus eilen. Aber der richtige Ansturm auf die Bahnhöfe setzte erst am Dienstagabend ein. Kaum war der Monatsabschluß gemacht, da strömten auch schon die Massen, ein brodelndes Gewimmel, zu den Bahnhöfen. Die Autobusse waren überfüllt, die Straßenbahnen dicht besetzt und auch die Taxifahrer machten recht vergnügte Gesichter. Die „tote Saison“ begann für sie mit einem guten Geschäftstag.

An mehrere. Wir haben gelesen, daß der frühere Kommandant des Konzentrationslagers in Cranienburg, Schäfer, am 1. Juli geflohen sein soll. Ob es dies der Schult, den Gerhart Seger in seinem Buch „Cranienburg“ geschildert hat. Woher sich Schäfer gewendet hat, wissen wir nicht. In einigen Zeitungen fand, er sei in der Schweiz. Er wird sich wahrscheinlich irgendwo unter falschem Namen aufhalten.

Stiefelberg. Wir haben das Gedicht mit Interesse und Anteilnahme gelesen. Abdrucken können wir es leider nicht. Schöne Gedichte haben wir in diesen blühigen Tagen bergehoch erhalten. Wir mühten täglich mindestens zwei Zeilen verwenden dürfen, wenn wir nur die besten auswählen würden. Bitte bringen Sie das unferem gemeinschaftlichen Freunde schonend bei.

Kana Kopenhagen. Ihre Phantasie scheint uns doch etwas zu üppig zu sein, und Ihre Schlußfolgerungen geben zu weit. Wir mögen lächerliche Verse sein, aber Sie überschätzen uns doch sehr.

Spezialist Zürich. Vielen Dank für den aufmunternden Brief.

E. S., Capen. Dieser „Wig“ ist nicht druckfähig. Für den Stoff geeignet, aber nicht für die Zeitung.

Literatur

„Was wird aus Oesterreich?“ Im Verlag der Nordböhmischen Druck- und Verlagsanstalt Wörner u. Co. (GmbH., Hohenbach a. d. U.), ist unter dem vorstehenden Titel eine Broschüre von Wenzel Jatzki erschienen. Der Verfasser ist Redakteur des Prager „Sozialdemokrat“ und Abgeordneter des Wahlkreises Pilsen. Seine Broschüre ist ein wertvoller klärender Beitrag zu den Problemen des Befreiungskampfes der österreichischen Arbeiterklasse.

„Der braune Haß.“ Im Verlag der Buchhandlung Lipschütz, Paris, 4, Place de l'Éden, ist ein Buch aus nationalsozialistischen Führerporträts und nationalsozialistischen Bildern erschienen, für das G. K. und Heinz Michaelis und W. C. Z. S. in verantwortlich zeichnen. Ruher dem Ziel und einer kurzen Einleitung und einigen noch kürzeren Zwischenlagen kommt hier nur das „Dritte Reich“ selbst zu Wort. Es sind also ungefährliche Bilder. Wir sind überzeugt, man könnte das Buch Millionen Deutschen in die Hände geben, ohne daß ihnen etwas auffiele. Diese Volksgenossen würden diese Bilder betrachten wie höchst interessante illustrierte Zeitschriften; mit tiefer Befriedigung, ja mit Stolz, ohne das geringste Gefühl dafür, daß aus diesen nationalsozialistischen Gesichtern, aus der Haltung und aus den Worten die Brutalität in höherer Potenz, der ganze unzulivierte Stumpfheit, der rohe gefährliche Haß zur Welt spricht. In einer Welt, die im Gegensatz zu noch immer allzuviel Deutschen in diesen Bildern zu lesen versteht. Das Buch ist dem Schweizer Professor Ragaz und seiner Frau gewidmet, bekannten religiös-sozialistischen Pazifisten. Man sollte es jedem in die Hand geben, der noch immer nicht begriff, daß im Überflusse eine höherwertige Weltgelehrte aufgehoben ist. Wenn er überhaupt belehrbar ist, werden diese Bilder ihre Wirkung auf ihn tun.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“!

kommt er vielleicht selber dran. Inzwischen aber bewacht er die Sänger... Auf der ganzen Welt hören die Völker die Signale, sei es in USA, sei es in Holland, verstehen tun sie aber die wenigsten. Und während ich im dahinbrausen den Zuge meine Pariser Erlebnisse überdenke, bin ich in meinem Herzen froh und dankbar, dem Volke angehören zu dürfen, das diese Signale verstand — und eisern durchgriff.“

Großfeuer — Zwei Häuser eingäschert

Aus noch unbekanntem Gründen entstand am Dienstagfrüh in einem Landhaus in der Rue de Lille in Aulnay-sous-Bois ein Brand, der sich sehr schnell in beängstigender Weise ausbreitete. Innerhalb weniger Minuten war das Haus, das nur aus Fachwerk bestand, in ein Flammenmeer eingehüllt. Der Sohn des Eigentümers Siccard konnte sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster im ersten Stockwerk retten.

Als die Ortsfeuerwehr eintraf, hatte sie es bereits mit zwei Bränden zu tun. Das Feuer war nämlich inzwischen auf eine Nachbarvilla übergesprungen, die nun ebenfalls lichterloh brannte. Nur mit Mühe konnte man einige Möbelstücke ins Freie schaffen. Unter großen Anstrengungen wurde man endlich des Feuers Herr, das zwei Familien, davon eine von fünf Personen, obdachlos gemacht hat.

Für den Gesamtschad verantwortlich: Johann Pflü in Dudweiler; für Inserate: Otto Kuhn in Saarbrücken. Notationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken & Schützenstraße 6. — Schützenstraße 776 Saarbrücken.

In den Bahnhofshallen, auf den Bahnsteigen staute sich das Gepäck, richtige Kofferparaden fanden statt; Vor- und Nachzüge bemühten sich in dichter Folge den Strom der Reisenden in die Ferne zu entführen. Aber immer wieder füllten sich die Bahnsteige mit neuen „Reserven“, ein unaufhörliches Kommen und Gehen, dabei ein geradezu markerschütternder Lärm, der niemand aus der Ruhe brachte, weder die Beamten noch die Erholungsbedürftigen.

Wechselgesänge hörte man aus dem Lärm heraus: Kopfkissen, Decken, wurden in melodischen Tönen vor der Abfahrt jedes Zuges angeboten.

Auffallend viele Pariser traten Ferienreisen ins Ausland an, wobei allerdings zu bemerken ist, daß nur sehr wenige Fahrkarten nach deutschen Erholungsorten verlangt wurden.

Die Pariser Polizei sorgt für die Großstadtkinder

Ungewohnte Gäste sah man am Dienstag bereits gegen 7 Uhr früh auf dem Hofe der Pariser Polizeipräfektur. Einige hundert Pariser Junge und Mädels wurden dort in sechs elegante Reiseautos verfrachtet, mit denen sie nach der Ferienkolonie Ormay gebracht werden sollten. Diesen Ferienaufenthalt verdanken sie der „Société amicale et de prévoyance de la Préfecture de Police“, deren rühriger Vorsitzender Priolet auch die „Verladung“ der Kinder leitete. Aber der Polizeipräsident Langeron selbst hatte es sich mit den höchsten Beamten seiner Umgebung nicht nehmen lassen, die Feriengäste der Polizei zu begrüßen, und Frau Langeron, die Gattin des Präfekten, hatte unermüdet damit zu tun, mit Bonbons gefüllte Schachteln unter die kleinen Ferienreisenden zu verteilen.

Zum Lohn dafür reichte ihr ein kleines Mädchen mit Dankesworten einen prächtigen Blumenstrauß, der beinahe noch größer war als die Spenderin. Vergnügt sprangen die Kinder auf die Wagen und winkten Herrn und Frau Langeron, Herrn Priolet und all den anderen „lieben Onkels und Tanten der Polizei“ herzlichste Abschiedsgrüße zu.